

Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg
Fakultät Wirtschaft und Soziales
Department Soziale Arbeit

Sexualdelinquenz im Kindes- und Jugendalter.
Die Anteile sozial-kognitiver Lernprozesse am Entstehen
sexueller Aggression

Diplomarbeit

Vorgelegt von Nina Sokolowski
26.09.2011

Sokolowski, Nina

Betreuender Prüfer: Herr Prof. Dr. Weidner
Zweiter Prüfer: Herr Prof. Dr. Hinrichs

„Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er, oft unter gewaltigen Opfern, für sein Leben hält. Trotzdem ist jede Geschichte eine Erfindung und daher auswechselbar. Man könnte mit einer fixen Summe gleicher Vorkommnisse, bloß indem man ihnen eine andere Erfindung seines Ichs zugrunde legt, sieben verschiedene Lebensgeschichten nicht nur erzählen, sondern leben. Das ist unheimlich.

Wer es weiß, hat Mühe zu leben. Wer es nicht weiß hat keine Wahl, da er seine Erfindung von sich selbst nicht als solche durchschaut, und seine ganze Kraft dient dazu, Vorkommnisse herbeizuführen, die seine Erfindung bestätigen.“

(M. Frisch 1968)

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Definition der Begriffe „Aggression“ und „Gewalt“	3
2. 1 Aggression	3
2. 2 Gewalt	4
3. Lernprozesse aggressiven Verhaltens: Die sozial-kognitive Lerntheorie	7
3. 1 Der triadische reziproke Determinismus	8
3. 2 Das Lernen am Modell	8
3. 3 Das Konzept der Selbstwirksamkeit	11
3. 4 Die sozial-kognitiven Lernprozesse aggressiven Verhaltens	16
3. 4. 1 Auslösebedingungen aggressiver Verhaltensweisen	19
3. 4. 2 Bedingungen zur Aufrechterhaltung von Aggressionen	20
3. 4. 3 Regulation und Kontrolle aggressiven Verhaltens	22
4. Der sexuelle Entwicklungsprozess in Kindheit und Jugend	28
5. Definitionen der Sexualdevianz	30
5. 1 Strafrechtliche Definition der Sexualdelinquenz	30
5. 2 Wissenschaftliche Definition der Sexualdevianz und des sexuellen Missbrauchs	30
6. Forschungsüberblick	34
6. 1 Das Dunkelfeld	34
6. 2 Das Hellfeld	35
6. 2. 1 Statistische Erfassungen zur Häufigkeit der Sexualdelinquenz	36
6. 2. 2 Studienergebnisse zu Faktoren der sexuellen Devianzentwicklung	39
6. 2. 3 Typologie sexualdelinquenter Kinder und Jugendlicher	43

7. Sozial-kognitive Lernprozesse sexueller Aggression	46
7. 1 Die Entwicklung sexueller Devianz: Das Lernen am Modell	46
7. 2 Merkmale des Typ I	54
7. 3 Merkmale des Typ II	59
8. Methoden der Intervention: Das Konzept der ambulanten Rückfallprophylaxe von Wendepunkt e.V. aus Sicht der sozial-kognitiv Lerntheorie	63
9. Fazit	71
10. Literaturverzeichnis	76
11. Tabellenverzeichnis	80

1. Einleitung

In den letzten 20 Jahren ist die Tatverdächtigenbelastungszahl bei Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung in den Altersgruppen unter 20 Jahren überproportional und deutlich angestiegen. (Vgl. Ostendorf 2010: 83) Dies ließe sich auf eine gestiegene Anzeigebereitschaft in der Bevölkerung zurückführen, verdeutlicht aber ein gesellschaftliches Problem: Die sexuelle Gewalt von Kindern und Jugendlichen, an Kindern und Jugendlichen.

In verschiedenen Arbeitsfeldern der Verfasserin, gab es Fälle sexuellen Missbrauchs und sexualisierten Verhaltens von Kindern und Jugendlichen. Im Gegensatz zum pädagogischen Umgang mit nicht-sexueller Gewalt wirkten einige der beteiligten Institutionen (Schule, Jugendamt) unvorbereitet. Hieraus lässt sich schließen, dass sexuelle Gewalt in ihrem spezifischen Auftreten besonderer Formen des pädagogischen Umgangs bedürfen.

Die gängigen Behandlungsprogramme sexualdelinquenter Jugendlicher basieren hauptsächlich auf kognitiv-verhaltenstherapeutischen Grundlagen. Dies gilt sowohl für die sozialtherapeutische Behandlung, als auch für ambulante Programme. Vor diesem Hintergrund ist es sinnvoll, eine sozial-kognitiv-lerntheoretische Ätiologie herzustellen.

Als Grundlage dieser Arbeit wird die sozial-kognitive Lerntheorie, nach Albert Bandura verwandt. Besonders relevant sind hierbei die Lernprozesse aggressiven Verhaltens.

Mit Hilfe dieser soll beleuchtet werden, inwiefern sich Entwicklungspfade einer kindlichen und jugendlichen Sexualdelinquenz durch sozial-kognitive Lernprozesse identifizieren lassen. Welche Faktoren sind ausschlaggebend um das sexuell aggressive Verhalten zu erlernen und anzuwenden?

Hierzu werden zunächst die Begriffe „Aggression“ und „Gewalt“ näher definiert (Kap. 2). Folgend wird die sozial-kognitive Lerntheorie Banduras im Hinblick auf die Lernprozesse aggressiven Verhaltens erörtert (Kap. 3).

Nach einem Überblick über die normale Sexualentwicklung im Kinder- und Jugendalter, wird die „Sexualdelinquenz“ definiert (Kap. 4).

Um ein Bild von der Häufigkeit und Deliktsspezifität der kindlichen und jugendlichen Sexualdelinquenz zu bekommen, wird die diesbezügliche polizeiliche Kriminalstatistik und die Tatverdächtigenbelastungszahl dargelegt (Kap. 5).

Weiterführend werden in einem Überblick Studien vorgestellt, die auf psychologische und sozialisatorische Faktoren kindlicher und jugendlicher Sexualstraftäter eingehen (Kap.6).

Anhand derer wird ein Bezug zur sozial-kognitiven Lerntheorie Banduras hergestellt und mögliche Prozesse des Lernens sexueller Aggression identifiziert (Kap. 7).

Anschließend wird der Transfer sozial-kognitiver lerntheoretischer Prinzipien in die pädagogische Praxis anhand des Konzepts der „Ambulanten Rückfallprophylaxe“, im Rahmen des „Hamburger Modellprojekts für sexuell auffällige Minderjährige“, verdeutlicht. Dies dient zudem als Beispiel für Interventionsformen bei kindlicher und jugendlicher Sexualdelinquenz (Kap. 8).

Abschließend wird in einem Fazit reflektiert, inwiefern sich die eingangs gestellte Frage über die Zulänglichkeit der sozial-kognitiven Lerntheorie zur Identifizierung sexuell-aggressiver Lernprozesse beantworten lässt und ein kurzer Ausblick über eventuell weiterführende Fragen gegeben (Kap. 9).

2. Definition der Begriffe „Aggression“ und „Gewalt“

Um in späteren Kapiteln ein umfassenderes Verständnis für die Theorie sexuell-aggressiven Verhaltens und sexueller Gewalt herzustellen, ist zunächst eine grundsätzliche Klärung der Begriffe „Aggression“ und, davon ausgehend, „Gewalt“ nötig.

Hierbei werden die Definitionen verwendet, die in einem thematischen Zusammenhang mit aggressiver Delinquenz stehen.

2.1 Aggression

Das lateinische Wort „Aggression“ findet im deutschen seine psychologische Bedeutung in : „(...) 2. (Psychol.) a) [affektbedingtes] Angriffsverhalten, feindselige Haltung eines Menschen od. Tieres mit dem Ziel, die eigene Macht zu steigern oder die Macht des Gegners zu mindern; b) feindselig-aggressive Äußerung oder Handlung.“ (Duden 2001: 35)

Ergänzend zu b) ist aggressives Verhalten „(...) körperliches oder verbales Handeln, das mit der Absicht ausgeführt wird, zu verletzen oder zu zerstören.“ (Zimbardo/Gerrig 2003: 334)

Lamnek differenziert weiter zwischen *direkter* und *indirekter* Aggression.

Die *direkte* Aggression äußert sich offen dem Aggressionsauslöser gegenüber, die *indirekte* tritt auf „(...) z.B., wenn starke innere und äußere Kontrollen eine direkte Abfuhr verbieten oder eine Ablenkung auf andere Objekte (z.B. auch gegen die eigene Person) bewirken.“ (Lamnek 2007: 293)

Bandura weist, in der sozial-kognitiven Lerntheorie, auf eine gesellschaftsbezogene Sichtweise hin. So „(...) wird Aggression als schädigendes und destruktives Verhalten charakterisiert, das im sozialen Bereich auf der Grundlage einer Reihe von Faktoren als aggressiv definiert wird, von denen einige eher beim Beurteiler als beim Handelnden liegen.“ (Bandura 1979: 22)

Das heißt, aggressives Verhalten existiert erst wenn es durch eine soziale Beurteilung als solches wahrgenommen und definiert wird.

Eine Verhaltensweise wird als „aggressiv“ etikettiert.

Diese soziale Etikettierung setzt sich aus verschiedenen Determinanten zusammen:

- Der Intensität der Reaktion - Aggression ist eine extrovertierte, heftige und intensive Reaktion. So wird z.B impulsives, lautes Auftreten schnell als aggressiv etikettiert auch wenn es keine schädliche Intention hat.
- Der Ausdruck von Schmerz und Verletztsein des Opfers - Äussert das Opfer offen seinen Schmerz, suggeriert dies das Erleiden einer aggressiven Handlung.
(Vgl. Bandura 1979: 22)

Auf die Phänomenologie der Aggression, aus sozial-kognitiv lerntheoretischer Perspektive, ihrer Entstehung und den Bedingungen die sie erhalten, wird näher im dritten Kapitel eingegangen (S. 7).

2.2 Gewalt

Eng mit der Aggression ist der Begriff der „Gewalt“ verknüpft.

„Gewalt ist Aggression in ihrer extremen und sozial nicht akzeptablen Form.“ (Zimbardo/ Gerrig 2003: 334)

Dies impliziert bereits, dass Gewalt immer eine Form von Aggression ist, Aggression jedoch nicht immer Gewalt. Wie oben erwähnt kann Aggression sich auch in einer „feindseligen Haltung“ äußern und muss nicht mit einer Handlung verbunden sein.

Gewalttätiges Verhalten beinhaltet immer die Absicht zu schaden und wird „(...) *bewusst destruktiv* eingesetzt (...).“ (Schaupp 2009: 187)

Der Begriff der Gewalt wird in sehr heterogenen Kontexten verwendet, dementsprechend mannigfaltig sind seine Definitionen.

Die Begriffsbestimmung der delinquenten Gewalt lässt sich als *physische, individuelle* und *private* Gewalt näher eingrenzen. (Vgl. Imbusch 2002: 38ff.)

Physische Gewalt wird hierbei als Gewalt die „(...) auf Schädigung, Verletzung oder Tötung anderer Personen abzielt.“ verstanden. (Imbusch 2002: 38)

Physische Gewalt ist immer eine Möglichkeit menschlichen Handelns in sozialen Kontexten, da sie ihre Macht aus der Verletzlichkeit des menschlichen Körpers entwickelt. Sie setzt keine gemeinsame Sprache, Normen- oder Wertesysteme voraus und wird universal verstanden. (Vgl. Imbusch 2002: 38)

Die *individuelle* Gewalt wird, meist in *physischer* Ausdrucksform, „(...) von einzelnen Tätern (oder von Einzelnen in *peer groups*) auf Straßen, Plätzen oder in öffentlichen Institutionen gegen fremde Personen oder im privaten Bereich gegen nahestehende Personen ausgeübt.“

Die Ausübung von Gewalt unter Ausschluss der Öffentlichkeit, häufig in einem familiären Kontext, ist die *private* Gewalt. (Vgl. Imbusch 2002: 45)

Eine weitere Differenzierung nimmt **Reemtsma** in seiner „Phänomenologie körperlicher Gewalt“ vor: Er unterscheidet Formen der Gewalt in einer triadischen Gewalttypologie:

- 1) Die *loszierende* Gewalt: Gewalt zum Zwecke einen anderen Körper zu entfernen, da er dem eigenen Interesse im Weg steht oder ihn an einen anderen Ort zu bringen, da er dort benötigt wird.
- 2) Die *raptive* Gewalt: Gewalt zum Zwecke sich eines anderen Körpers zu bemächtigen, ihn zu benutzen, meist sexuell motiviert.
- 3) Die *autotelische* Gewalt: Gewalt um ihrer selbst willen, um dem Körper zu schaden oder ihn zu zerstören.

(Vgl. Reemtsma 2009: 104 ff.)

Im Weiteren wird die *raptive Gewalt* von Bedeutung sein.

Im Vergleich zu *loszierender* Gewalt, die den Körper ebenfalls zu einem speziellen Zweck benutzt, „(...) ist der Körper des Anderen nicht Hindernis oder Werkzeug, sondern Ziel.“ (Reemtsma 2009: 114)

Reemtsma führt an, dass Vergewaltigungen unterschiedliche Aspekte haben können, die für den Täter der zentrale Moment der Lust sind und somit zur Tat motivieren.

Bei dem opferzentrierten Aspekt hätte die Vergewaltigung ausbleiben können, wenn das Opfer Partner geworden wäre. Hier bedeutet die Anwendung von Gewalt keinen Lustgewinn für den Täter, steht der sexuellen Befriedigung aber auch nicht im Wege.

Raptive Gewalt kann jedoch auch Auslöser und die Voraussetzung für Lust sein: Die Anwendung von Zwang und die Macht einen anderen Körper zu unterwerfen, zu verletzen ist der zentrale Lustmoment. (Vgl. Reemtsma 2009: 113)

Der Begriff der Macht ist häufig eng mit der Wahrnehmung von Sexualdelikten und somit

raptiver Gewalt verknüpft. **Reemtsma** kritisiert die häufige Auffassung, dass Sexualdelikte nicht sexueller Befriedigung dienen, sondern der Lust an der Macht.

Er geht von einer gesellschaftlichen Norm aus, die Gewalt grundsätzlich von Sexualität trennt. Würden Sexualdelikte als Handlungen mit Lust an sexueller Gewalt benannt werden, wäre diese Norm verletzt. Sexualität und Gewalt sind niemals in einem Kontext zu nennen.

So neigt die Öffentlichkeit die Intention von Sexualstraftätern als Machtlust zu interpretieren um keine Norm zu verletzen. (Vgl. Reemtsma 2009: 115)

Dem entgegnet **Reemtsma**, dass der Täter der beim Vollzug *raptiver* Gewalt ein Gefühl der Macht genießt, eine *sexuelle* Macht genießt, nicht die Macht als solche.

Ihm bereitet die sexuelle Unterwerfung Lust, ein Täter der nur Lust an der Unterwerfung hat muss nicht vergewaltigen. Niemand zwingt sich zu einer sexuellen Handlung um eine Unterwerfung zu legitimieren. (Vgl. Reemtsma 2009: 116)

3. Lernprozesse aggressiven Verhaltens: Die sozial-kognitive Lerntheorie

„People are not born with preformed repertoires of aggressive behavior, they must learn them.“ (Bandura 1978: 14)

Der Anspruch **Banduras** war eine Theorie sozialen Lernens zu entwickeln, aus der sich konsistente Vorhersagen menschlichen Verhaltens ableiten lassen.

Wenn es möglich ist die Kausalfaktoren, zwischen den Determinanten, die das Verhalten bedingen, zu identifizieren könnte eine Veränderung der Determinanten zu einer Veränderung des Verhaltens führen. (Vgl. Bandura 1979: 57)

Die klassische Verhaltenspsychologie des *Behaviorismus*, geht von einem Reiz-Reaktions-Schema sozialen Lernens aus, der „operanten Konditionierung“ (z.B. *Thorndike, Skinner*). Würde man in der Erklärung von Verhalten der Theorie der „operanten Konditionierung“ folgen, wäre ein Mensch nicht fähig komplexe Verhaltensmuster, wie aggressives Verhalten, zu erlernen, da jeder kleinteilige Lernschritt einzeln erfolgreich bekräftigt werden müsste und dies in der Zeit eines Lebens nicht zu erreichen wäre. (Vgl. Belschner 1982: 83)

In Abgrenzung hierzu und als Weiterentwicklung dessen, ging **Bandura** davon aus, dass der Mensch nicht nur durch eigene unmittelbare Erfahrung lernt, sondern auch durch das Beobachten Anderer, dem „Lernen am Modell“. Dies ist ein komplexer, kognitiver Prozess mit verschiedenen, korrelativen Subsystemen. (Vgl. Zielke 1979: 44)

Folgend werden zunächst die drei Grundkonzepte des sozial-kognitiven Lernens dargestellt:

1. Das Prinzip des triadischen reziproken Determinismus
2. Das Lernen am Modell
3. Das Konzept der Selbstwirksamkeit

3.1 Der triadische reziproke Determinismus

Grundlegend für die sozial-kognitive Lerntheorie ist das Prinzip des *triadischen reziproken Determinismus*.

Dieses geht von drei Determinanten aus: (1) Der Person mit ihren individuellen Persönlichkeitsmerkmalen, (2) ihrem Verhalten und der (3) Umwelt.

Das Verhalten der Person resultiert aus ihren Persönlichkeitsmerkmalen, ihrem Erfahrungshintergrund, ihren Einstellungen.

Dieses Verhalten beeinflusst die Umwelt und die Reaktion der Umwelt wirkt auf das Verhalten und den Erfahrungshintergrund der Person ein.

Die drei Determinanten stehen so in ständiger reziproker Interaktion miteinander und bilden einen Kausalprozess. (Vgl. Bandura 1979: 59)

Dieser Lernprozess durch die *unmittelbare Erfahrung* wird hauptsächlich durch positive oder negative Reaktionen auf bestimmtes Verhalten beeinflusst.

Folgt auf ein Verhaltensstil stets eine negative Reaktion oder wird das anvisierte Ziel nicht erreicht, gibt die Person diesen eher als ineffektiv auf, als wenn stets Erfolg und positive Reaktionen folgen. So entsteht ein *differentieller Verstärkungsprozess* der das Verhalten modelliert. (Vgl. Bandura 1979: 60)

3.2 Das Lernen am Modell

Würde der Mensch jede Erfahrung, die sein Verhalten beeinflusst, selbst machen müssen, wäre er nicht fähig komplexe Verhaltensmuster, wie aggressives Verhalten, zu erlernen.

Diese Fähigkeit entsteht durch die Beobachtung des Verhaltens Anderer und seiner Effekte. (Vgl. Bandura 1979: 60)

Das Lernen am Modell ist ein kontinuierlicher Prozess. Erlernte Muster werden immer wieder modifiziert und setzen sich aus Teilkomponenten beobachteter Verhaltensweisen zusammen. (Vgl. Bandura 1979: 86)

Die Theorie sozialen Lernens unterscheidet zwischen dem Erwerb von Verhaltensweisen und deren Ausführung.

Diese Diskrepanz entsteht, wenn die Reaktionskonsequenzen auf ein bestimmtes Verhalten strafend sind oder es nicht zum gewünschten Effekt führt. So ist der Verhaltensstil zwar

erworben, hat aber einen so geringen funktionalen Wert, dass er nicht ausgeführt wird.
(Vgl. Bandura 1979: 78)

Der Einfluss von Modellen hat drei Haupteffekte auf das Verhalten:

1) Erwerb neuer Verhaltensmuster durch Beobachtung

Durch die Reproduktion von Verhaltensweisen der Modelle findet eine Modellierung eigenen Verhaltens statt. Diese setzt sich aus der Summe der erlernten und angewandten Verhaltensweisen zusammen. (Vgl. Zielke 1979: 45f.)

2) Hemmung oder Entthemmung bereits erlernter Verhaltensweisen

Reaktionsweisen die bereits im Repertoire eines Menschen sind, können durch Modelle gehemmt oder enthemmt werden. Bei beobachtetem Misserfolg wird eine Verhaltensweisen vermindert oder gar nicht angewandt (gehemmt). Bei beobachtetem Erfolg wird sie vermehrt verwendet (enthemmt). (Vgl. Bandura 1979: 85)

3) Schaffen sozialer Anreize für eine bestimmte Verhaltensweise.

Durch das Verhalten Anderer kann ein Reiz geschaffen werden Reaktionen auszulösen, die bereits erlernt aber noch nicht angewandt wurden und die ungehemmt sind.

(Vgl. Bandura 1979: 85)

Das Lernen durch Beobachtung wird durch vier reziproke Subprozesse gesteuert und beeinflusst:

(1) Aufmerksamkeitsprozesse

Nicht jeder Mensch ist subjektiv als Modell geeignet oder wird beachtet. Bei der Wahl der Modelle ist die Attraktion maßgeblich. Die Attraktion wird beeinflusst durch den Status des Modells und durch Freundschaftspräferenzen. Befreundete und nahestehende Personen werden häufiger beobachtet. Dadurch ist die Möglichkeit einer genauen, wiederholten Analyse ihrer Verhaltensweisen gegeben, die Personen werden zu einflussreichen Modellen. Personen, die einen hohen Status in „Prestige-, Macht- und Kompetenzhierarchien“ (Bandura 1979: 87) inne haben, werden erfolgversprechende und funktionale Verhaltensstile zugeschrieben. (Vgl. Bandura 1979: 86f.)

Ein Mitglied einer aggressiv agierenden Jugendgang, wählt mit hoher Wahrscheinlichkeit ihren Anführer als subjektiv geeignetes Rollenmodell aus. Seinen Fähigkeiten Konflikte durch Gewalt zu lösen, werden Männlichkeit und Durchsetzungsvermögen zugeschrieben und haben einen hohen funktionalen Wert. Gleichzeitig sieht er diesen Anführer jeden Tag am Treffpunkt und kann sich sein Verhalten sehr genau anschauen und einprägen.

(2) Gedächtnisprozesse

Erfahrungen, sowohl beobachtete als auch unmittelbare wirken nachhaltig auf das eigene Verhalten.

Das Ereignis wird in symbolischer Form kodiert und im Gedächtnis gespeichert. Dort kann es, durch weitere unmittelbare und stellvertretende Erfahrungen, zu einer individuell modifizierten Handlungsstrategie werden.

So entsteht ein Verhaltensrepertoire, in dem Handlungsweisen enthalten sind, die erst nach einem längeren Zeitraum tatsächlich angewandt werden.

Gewalttätige Verhaltensweisen können selten ohne negative soziale Sanktionen ausgeführt werden, durch ein *inneres Wiederholen* bleiben sie im Gedächtnis präsent. (Vgl. Bandura 1979: 88)

So stellt sich z.B. ein Junge immer wieder vor, wie er gewaltsam auf das Mobbing seiner Klassenkameraden reagiert, kann diese Gewalt jedoch nie anwenden, ohne negative Sanktionen befürchten zu müssen. Durch seine imaginierte Gewalthandlung bleibt diese Reaktionsweise in seinem Verhaltensrepertoire abrufbar.

3) Motorische Reproduktionsprozesse

Um die verschiedenen beobachteten Verhaltenskomponenten zu einem eigenen Verhaltensmuster zu modellieren, müssen jeweils die Kompetenzen vorhanden sein um die einzelnen Komponenten zu imitieren. (Vgl. Bandura 1979: 88)

Ein Junge von fünf Jahren kann die Intention haben die Kickboxbewegungen seines großen Bruders nachzuahmen, da der damit stets Respekt erntet. Er ist motorisch jedoch noch nicht weit genug entwickelt um komplizierte Bewegungsmuster zu imitieren.

(4) Bekräftigungs- und Motivationsprozesse

Die äußeren Reaktionen auf bestimmte Verhaltensweisen geben soziale Anreize zu deren

Anwendung.

Sowohl unmittelbare Erfahrungen von Verhaltensreaktionen, als auch beobachtete werden durch positive Effekte bekräftigt.

Modelle, die Verhaltensweisen zeigen, denen ein subjektiv hoher funktionaler Wert zugeschrieben wird, werden mit mehr Aufmerksamkeit bedacht und die bekräftigten Verhaltensstile werden öfter im Gedächtnis gespeichert.

(Vgl. Bandura 1979: 89)

Das Lernen am Modell hat Auswirkungen auf individuelles Verhalten, auch wenn Verhaltensweisen nicht kongruent imitiert werden oder sich zu einer konkreten Komponente modellierten Verhaltens entwickeln.

Bestimmte Merkmale des Verhaltens Anderer können zu einer *allgemeinen Taktik* abstrahiert werden. (Vgl. Bandura 1979: 103)

Ein als erfolgreich beobachtetes, aggressiv agierendes Modell, kann einen Anreiz geben Aggressionen als wertvolles allgemeines Prinzip für Konfliktlösungen zu betrachten.

Ebenso hat das Modell Einfluss auf Einstellungen und Werte des Beobachters.

Ein erfolgreiches, aggressives Verhalten kann den Beobachter zur Nachahmung motivieren, obwohl er Gewalt moralisch missbilligt. Der belohnende, positive Effekt wird als wertvoller erachtet als die eigene Integrität. (Vgl. Bandura 1979: 104)

3.3 Das Konzept der Selbstwirksamkeit

Grundlegende Begrifflichkeiten zur Erklärung des Konzeptes der Selbstwirksamkeit sind die *Konsequenzerwartung* und die *Kompetenzerwartung*.

Die *Konsequenzerwartung* beinhaltet das Antizipieren des Resultats auf ein bestimmtes Verhalten, bzw. das Wissen welches Verhalten notwendig ist um ein bestimmtes Resultat hervorzurufen.

Hierbei ist es zunächst nicht von Belang ob derjenige sich in der Lage sieht dieses Verhalten durchzuführen oder erfolgreich zu erlernen.

Dies ist Inhalt der *Kompetenzerwartung* bzw. der *Selbstwirksamkeitserwartung*. (Vgl. Schwarzer/Jerusalem 2002: 36) *Selbstwirksamkeitserwartung* ist das Maß in dem ein Mensch an seine eigene Kompetenz glaubt in einer Situation die gegebenen

Handlungsmöglichkeiten organisieren und ausführen zu können. (Vgl. Bandura 1994: 71)
Der Grad an Selbstwirksamkeit beeinflusst die Gefühle, Gedanken, die Selbstmotivation, das Verhalten und die Art und Weise mit der ein Mensch den Schwierigkeiten der sozialen Realität begegnet. (Vgl. Bandura 1994: 75)

Vier Hauptquellen sind ausschlaggebend für die Entwicklung von Selbstwirksamkeit:

1) Die eigene, unmittelbare Erfahrung

Die Erfahrung von persönlichen Erfolgserlebnissen durch die Anwendung eines bestimmten Verhaltens bildet ein starkes Fundament für das Empfinden von Selbstwirksamkeit.

Werden jedoch stets einfache, schnelle Erfolge erzielt, manifestieren sich überhöhte Erfolgserwartungen, Misserfolge wirken entmutigend.

Ein nachhaltiges Gefühl von Selbstwirksamkeit entsteht durch das subjektiv erfolgreiche Meistern schwieriger Aufgaben und der damit verbundenen Erfahrung eigener Verhaltenskompetenz. (Vgl. Bandura 1994: 72)

2) Die stellvertretende Erfahrung durch das Beobachten von Modellen

Das Beobachten von Erfolgseffekten auf das Verhalten Anderer unterstützt die Erwartung in vergleichbaren Situationen, ähnlich erfolgreich handeln zu können.

Umgedreht mindert es das Empfinden von Selbstwirksamkeit, wenn ein soziales Model trotz hohen Aufwands negative Effekte hervorruft.

Modelle stellen somit eine Bezugsnorm für eigenes Verhalten dar, ihre Erfolge steigern den Glauben an die eigene Wirksamkeit, ihre Misserfolge mindern diesen.

Um zukünftige Anforderungen erfolgreich zu bewältigen werden, als subjektiv kompetent empfundene, Modelle gewählt und neue Handlungsmöglichkeiten erlernt.

Diese Aneignung effektiverer Verhaltensstile erhöht die Wahrnehmung von Selbstwirksamkeit. (Vgl. Bandura 1994: 72)

3) Soziale Überzeugung

Der Zuspruch und das Vertrauen anderer in die eigene Fähigkeit erhöht die Selbstüberzeugung bestimmte Situationen bewältigen zu können.

Menschen die verbal positiv unterstützt werden betreiben mehr Aufwand und haben weniger Selbstzweifel. Durch den höheren Einsatz führt das Verhalten häufiger erfolgreich zum Ziel.

(Vgl. Bandura 1994: 72)

4) Physiologische Zustände

Auch die physiologische Komponente spielt bei der Entwicklung von Selbstwirksamkeit und ihrer Wahrnehmung eine Rolle.

Hierbei ist die Eigeninterpretation relevant: Ein hoher Puls mit Herzklopfen kann, in bedrohlich scheinenden Situationen, Angst und ein geringes Maß an situationaler Selbstwirksamkeit signalisieren, oder mit positiver Vorfremde und einem hohen Maß an empfundener Selbstwirksamkeit zusammenhängen (Vgl. Bandura 1994: 73)

Es gibt vier psychologische Hauptprozesse die durch den Glauben an die Selbstwirksamkeit beeinflusst werden: Kognitive, motivationale, affektive und selektive. Die Entwicklung von Fähigkeiten um diese Prozesse zu steuern erhöht die selbstregulative Wirksamkeit.

1) Kognitive Prozesse

Das Verhalten wird in einem hohen Maße durch kognitive Prozesse beeinflusst: Die Resultate bestimmter Verhaltensweisen werden antizipiert und kognitiv getestet. Menschen mit einer hohen Kompetenzerwartung und einem hohen Maß an Selbstwirksamkeit spielen gedanklich eher positive Erfolgsszenarien durch. Menschen mit einem geringen Maß an Selbstwirksamkeit erwarten eher die Möglichkeit des Scheiterns und seiner Konsequenzen. Mit Druck verbundene, komplexe Situationen fordern ein starkes Gefühl von Selbstwirksamkeit um zielorientiert zu bleiben. Ist nur ein geringes Maß vorhanden, mindern Menschen ihren Einsatz, streben weniger und scheitern eher im Endeffekt. (Vgl. Bandura 1994: 73)

2) Motivationsprozesse

Im Zuge von Motivationsprozessen werden Handlungsintentionen entwickelt.

Diese Intentionen setzen sich aus den selbstgewählten Zielen zusammen, die mit einem

bestimmten Verhalten erreicht werden sollen. Ist der Glaube an die eigene Wirksamkeit hoch, werden die Ziele entsprechend höher angesetzt. Die Selbstwirksamkeit beeinflusst jedoch nicht nur die Auswahl der Ziele, sie wirkt ebenso bei deren Durchführung. Ziele werden trotz Rückschlag oder negativer sozialer Sanktion länger, intensiver und ausdauernder verfolgt, wenn eine hohe Selbstwirksamkeitserwartung vorhanden ist. (Vgl. Schwarzer/Jerusalem 2002: 37)

Menschen mit einem starken Glauben an ihre Selbstwirksamkeit stellen Misserfolge in einen anderen kausalen Zusammenhang, als Menschen mit wenig Glauben an ihre eigenen Fähigkeiten: Ein Scheitern kann sowohl mit mangelndem Einsatz, als auch mit mangelnder Kompetenz erklärt werden.

Diese Zuschreibung beeinflusst die Motivation und das Handeln. Die Motivation für ein bestimmtes Verhalten wird sowohl von dem antizipierten Resultat (*Konsequenzerwartung*) als auch von der Erwartung eigener Kompetenz (*Kompetenzerwartung*) dieses durchzuführen beeinflusst. (Vgl. Bandura 1994: 74)

3) Affektive Prozesse

Ein zentraler Grund für Angst und Vermeidungsverhalten ist die mangelnde Kontrolle negativer Gedanken.

Ein schwacher Glaube an die Selbstwirksamkeit kann gedankliche Negativszenarien beinhalten, das Ausgehen vom Schlimmsten und den damit verbundenen Effekten.

So wird das Verhalten gehemmt und psychischer Stress ausgelöst.

Auch Menschen mit einem starken Glauben an die eigene Wirksamkeit haben negative Angstgedanken sind jedoch meist fähig diese zu kontrollieren und lassen sie nicht zu einem manifesten, beunruhigenden Gedankenmuster werden. (Vgl. Bandura 1994: 74)

4) Selektionsprozesse

Menschen wählen Situationen und soziale Beziehungen denen sie sich gewachsen fühlen und kreieren damit ein subjektiv positiv, agierendes Umfeld.

Durch die Wahl dieses Umfeldes werden schon vorhandene Verhaltenskompetenzen unterstützt, neue erlernt und die Richtung der persönlichen Entwicklung beeinflusst. (Vgl. Bandura 1994: 75)

In Kindheit und Jugend entsteht durch unmittelbare und beobachtete Erfahrungen die Wahrnehmung eines individuellen Selbst. Hierbei werden die Verhaltensmuster wiederholt, die beobachteten und erfahrenen Umwelteffekte werden verlässlicher.

Dieses Erfahren von Kontrolle und Vorhersehbarkeit der Umweltreaktionen erhöht die Achtsamkeit für eigenes Verhalten und fördert die Kompetenz neue effektive Verhaltensmuster zu erlernen. Dies führt zu einem Empfinden von Selbstwirksamkeit. Reagiert die Umwelt desinteressiert wird diese Entwicklung des Verhaltens und der Selbstwirksamkeit gehemmt.

So unterstützen Eltern die kognitive und soziale Entwicklung des Kindes, wenn sie ansprechbar auf dessen Verhalten reagieren und ihm die Möglichkeit zur Reflexion bieten. Das Kind kann in „Versuchsräumen“ für sein Verhalten agieren und so Selbstbewusstsein und Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten entwickeln.

Die Peer-Group und die Geschwister bilden eine Bezugsnorm für eigenes Verhalten und machen Effekte vergleichbar.

In der Peer-Group werden typischerweise die erfahrensten und als kompetent empfundenen Menschen als Modell gewählt. Sie sind Vorbild für Stile des Denkens und Verhaltens.

(Vgl. Bandura 1994: 79)

Kinder die ein geringes Maß an Selbstwirksamkeit in sozialen Kontexten haben, neigen dazu sich sozial zurückzuziehen, erfahren häufig geringe Akzeptanz von Gleichaltrigen und haben dadurch bedingt ein geringes Selbstwertgefühl.

Aggressives Verhalten ist ebenso eine Form von Verhalten das sozial entfremdend wirkt, kann jedoch auch bei einem überhöhten Maß an Selbstwirksamkeitsglauben auftreten.

(Vgl. Bandura 1994: 79)

Die Adoleszenz ist häufig geprägt von einem Experimentieren mit Risikoverhalten.

Die Selbstwirksamkeit durch Verhaltenskompetenz in problematischen Situationen wird erweitert und verstärkt.

Ob dieses Risikoverhalten beibehalten oder als ineffektiv aufgegeben wird hängt von einem Zusammenspiel aus individuellen persönlichen Kompetenzen, der Selbstorganisation und den jeweiligen Umwelteinflüssen ab.

Um den Anforderungen eines selbstständigen Lebens, z.B. der Familienplanung und dem

Nachgehen von Erwerbsarbeit, zufriedenstellend begegnen zu können, benötigt es ein gesundes Maß an Glaube an die Selbstwirksamkeit, sowie soziale und kognitive Fähigkeiten.

(Vgl. Bandura 1994: 79)

3.4 Die sozial-kognitiven Lernprozesse aggressiven Verhaltens

Es gibt, aus Sicht der sozial-kognitiven Lerntheorie, drei Hauptquellen des Lernens aggressiver Verhaltensweisen unter natürlichen Bedingungen:

1. Die Vermittlung aggressiver Verhaltensweisen durch die Familie

In einer Studie untersuchten **Bandura** und **Walters** das familiäre System devianter Jungen. Die Eltern dieser Jungen agierten aversiv und aggressiv gegen ihren Kinder, duldeten jedoch keine gegen sich selbst gerichteten Aggressionen.

Diese Form elterlichen Verhaltens stellt ein Modell für die Kinder da und regt sie zu außerhäuslichem aggressiven Verhalten an. Sie verstärken aggressive Taktiken da das Kind am eigenen Körper ihre Wirksamkeit erfährt. (Vgl. Bandura: 1979: 112)

Die aggressiven Konfliktlösungsmuster werden wiederum von den Eltern mit Gewalt bestraft. Sie schlagen ihr Kind, weil es andere geschlagen hat und stellen damit wieder ein Modell dar, wie andere Menschen durch Gewalt und aggressives Auftreten zu kontrollieren und zu beeinflussen sind. (Vgl. Bandura: 1979: 115)

„Provokative negative Modellierung informiert das Kind also über Handlungsweisen, die ihm sonst vielleicht niemals eingefallen wären.“

(Bandura 1979: 115)

Darüber hinaus treffen Kinder in aggressions-orientierten Familien gerade bei denen auf Aversion bei denen sie eigentlich Unterstützung und Zuwendung suchen. Dies schafft ein grundsätzliches Misstrauen in den eigenen Selbstwert und die Absichten anderer Menschen. (Vgl. Bandura 1978: 15)

Stösst ein Kind innerfamiliär ständig auf Ablehnung oder Desinteresse wird es diese Ablehnung auch bei anderen Menschen antizipieren und verhält sich dementsprechend misstrauisch.

2. Die subkulturelle Vermittlung aggressiver Verhaltensweisen

In einigen delinquenten Subkulturen ist ein kämpferisches, gewaltsames und aggressives Auftreten positiv attribuiert.

Dadurch gibt es eine große Anzahl aggressiver Modelle die den funktionalen Wert ihres Verhaltens zeigen. (Vgl. Bandura 1979: 117)

In bestimmten Subkulturen stellen Angriffe und Drohungen gegen die Reputation und die Männlichkeit einen Hauptauslöser von Aggressionen dar.

Hierbei trifft eine übermäßige Sensibilität für Abwertungen der eigenen Person auf geringe verbale Fähigkeiten zur Konfliktlösung.

Es ist unmöglich das eigene Selbstbewusstsein, nach einer Abwertung oder einer Provokation, wiederherzustellen ohne den Gegner physisch anzugreifen.

Die Körperverletzungsdelikte werden eher aus einem Rachebedürfnis aufgrund der Beleidigung begangen, als aus Schmerz über physische Verletzungen. (Vgl. Bandura 1977: 16)

Das eigene brutale Handeln kann Grund einer negativen Selbstbewertung sein. Diese lässt sich durch Rechtfertigungen neutralisieren:

Wohnt man in einer Gegend der Stadt in der viel Gewalt herrscht, kann man sich geradezu gezwungen sehen ebenfalls zum Schläger zu werden, andernfalls würde man ja immer Opfer bleiben. Die Anderen können einen nicht mehr angreifen, da man selbst zuerst angreift. Damit einher geht eine Herabsetzung des Opfers: Der andere hat es verdient verletzt zu werden, da man sonst selbst verletzt worden wäre.

3. Die symbolische Vermittlung aggressiver Verhaltensweisen

Durch Medien wie Fernsehen oder dem Internet werden eine Vielzahl von symbolischen Modellen angeboten, die individuelles Verhalten beeinflussen. So kann deviantes Verhalten auch dort entstehen wo das soziale Umfeld eines Menschen friedfertig und wohlwollend agiert.

(Vgl. Bandura 1979: 122)

Aus seinen Studien kristallisierte **Bandura** vier Effekte des Fernsehens auf die

Modellierung eigenen Verhaltens heraus:

1. Die symbolische Vorführung von variantenreichen, aggressiven Verhaltensstilen. Die Anzahl der Menschen die das Aggressions- und Verhaltensmuster eines Amokläufers aus unmittelbarer oder stellvertretender Erfahrung kennen, wird sich wahrscheinlich in Grenzen halten. Durch das Fernsehen werden derartige Aggressionsmuster erfahrbar und erlernbar gemacht. Menschen die bereits delinquente Verhaltensweisen zeigen, haben die Möglichkeit ihre Kompetenzen in dem Bereich durch Rollenmodelle noch zu verbessern. (Vgl. Bandura 1977: 15)

2. Fernsehen kann enthemmend auf bereits erlernte aggressive Verhaltensweisen wirken. Bereits erlernte aggressive Verhaltensmuster werden durch die Beobachtung ihrer erfolgreichen Anwendung als funktional gewertet und angewandt.

(Vgl. Bandura 1977: 15)

3. Die hohe Frequenz von Gewaltdarstellungen desensibilisiert und gewöhnt den Menschen an Aggression. So wie Bandura nach dass, Menschen die viel fernsehen auf Gewaltdarstellungen weniger emotional reagieren als Menschen die wenig fernsehen. (Vgl. Bandura 1977: 15)

4. Handlungsweisen basieren auf einem bestimmten Realitätsbild, dieses wird durch Fernsehen beeinflusst. In Filmen wird physische Aggression häufig als bevorzugte Lösung für soziale Konflikte gezeigt. Dieser Verhaltensstil wird in manchen Situationen als moralisch akzeptabel und relativ erfolgreich vorgeführt. (Vgl. Bandura 1977: 15)

Wenn der Superheld wild um sich schießend die Welt rettet, wird schwerwiegende Delinquenz als positiv, notwendig und moralisch völlig einwandfrei attribuiert.

Hierbei werden Stereotype produziert, dass des Guten der straffrei Gewalt anwenden darf, da sie ideologisch oder moralisch angebracht erscheint, und dass des Bösen der dieselben aggressiven Verhaltensstile zeigt, die jedoch als schädliche Absicht und niederträchtige Handlung etikettiert werden.

Darüber hinaus formt das Fernsehen Stereotype durch die Abbildung sozialer Realitäten die nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen müssen. Unbekannte Orte und Teile der Gesellschaft in denen man sich nicht bewegt bekommen Bedeutungen und Bilder zugeschrieben. (Vgl. Bandura 1977: 15)

Wenn z.B. ein Stereotyp von dem Hartz4-Empfänger kreiert wird, der nicht arbeiten möchte und auf Kosten des Steuerzahlers lebt, macht sich der wohlhabende Zuschauer ein Bild von Armut das nicht unbedingt mit der Wirklichkeit übereinstimmt.

Seit der Annahme **Banduras**, dass im Fernsehen dargestellte Verhaltensmuster Modellierungseinflüsse auf eigenes Verhalten ausüben können, erhöhte sich die Benutzungsfrequenz und Verbreitung von visuellen Medien.

Durch das Internet, und die damit verbundene ständige und meist unkontrollierte Verfügbarkeit von Gewaltdarstellungen, wird der Einfluss der Medien auf Verhalten an Relevanz gewonnen haben.

3.4.1 Auslösebedingungen aggressiver Verhaltensweisen

Es wird eher wenige Menschen geben die aus dem Nichts aufspringen und grundlos an einem anderen Menschen gewaltsame Handlungen vollziehen.

Bestimmte Situationen lösen bei bestimmten Menschen aggressives Handeln aus.

Die Erfahrungen die zur Entstehung dieses aggressionsauslösenden Stimulus führen, unterscheidet **Bandura** in *Stimulus-kontingente Erfahrungen* und *Reaktions-kontingente Erfahrungen*.

Die *Stimulus-kontingenten Erfahrungen* assoziieren einen bestimmten Reiz mit aggressivem Verhalten. Diese Verknüpfung kann auf unmittelbaren, symbolischen und beobachteten Erfahrungen basieren. (Vgl. Bandura 1979: 136)

In manchen Subkulturen ist z.B. die Beleidigung der Mutter (*Stimulus*) eine schlimme Ehrverletzung und führt umgehend zu aggressiven Reaktionen. Diese aggressive Reaktion kann sowohl aus einem unmittelbaren, persönlichen Gefühl der Erniedrigung entstehen, als auch aus der Beobachtung das andere ebenso auf die Worte reagieren.

Reaktions-kontingente Erfahrungen beinhalten die Antizipation von Verhaltenseffekten. Folgen auf ein Verhalten stets ähnliche Reaktionen, kann diese Reaktion in Zukunft

vorausgeahnt werden. Aggressives Verhalten wird meist dann ausgelöst wenn keine negative Effekte antizipiert werden. (Vgl. Bandura 1979: 137)

Aggressives Verhalten lässt sich nicht nur auf das Subjekt bezogen betrachten, es entsteht ebenso durch die Wahrnehmung der Umwelt.

Je höher einem Täter persönliche Verantwortung und schädliche Absicht zugeschrieben wird, desto wahrscheinlicher wird sein Verhalten als aggressiv etikettiert. (Vgl. Bandura 1977: 12)

Diese soziale Etikettierung wird von Verhaltensstereotypen beeinflusst.

Diese Stereotypen entstehen durch den sozialen Handlungskontext und den Rollenstatus des Täters.

Der Rollenstatus wird durch Symbole und deren kulturelle Bedeutung festgeschrieben. Relevant sind z.B das Alter, die Ethnizität, die Religion und der sozioökonomische Status. (Vgl. Bandura 1979: 22)

Wird ein sechzehnjähriger Jugendlicher, mit vermutetem Migrationshintergrund, auf der Straße verbal laut, wird ihm ein aggressives Auftreten zugeschrieben.

Schimpft eine teuer gekleidete Achtzigjährige in der Öffentlichkeit kann derselbe Verhaltensstil als entweder begründet entrüstet oder etwas verwirrt aufgrund des Alters etikettiert werden.

Menschen mit aggressivem Verhalten attribuieren das Verhalten anderer häufig als feindselig.

Auf diese empfundene Aversion haben sie gelernt ihrerseits mit Aggression zu reagieren. Dies hat zur Folge, dass der Interaktionspartner aversiv reagiert, der Aggressor fühlt sich in seiner Sicht, dass ihm Feindseligkeit gegenüber gebracht wurde, bestätigt. (Vgl. Bandura 1979: 22)

So wird eine zugeschriebene Aversion des gegenüber zu einem Auslöser aggressiven Verhaltens.

3.4.2 Bedingungen zur Aufrechterhaltung von Aggressionen

Das Verhalten wird maßgeblich durch seine Konsequenzen gesteuert.

Aggressive Muster treten häufig mangels besserer Alternativen auf. Sie bringen ein sicheres, greifbares Ergebnis zur Lösung einer Situation. (Vgl. Bandura 1977: 21)

Wird ein junger Mann auf der Straße verbal provoziert, könnte er den Versuch unternehmen mit seinem Gegner das Problem ausdiskutieren.

Da er aufgrund seiner bisherigen Lernerfahrungen sich eher als verbal inkompetent bewertet, schlägt er zu und erzielt damit ein subjektiv positives Ergebnis: Er hat die Situation als „der Stärkere“ gelöst. Das Ergebnis war für ihn das Antizipierte, er hätte eventuell mit dem Ausdiskutieren ein besseres erzielt, dies wäre für ihn jedoch nicht im gleichen Maße sicher und einschätzbar gewesen.

Aggressives Verhalten ist konsistent wenn es nur zeitweilig auftritt.

Aufgrund äußerer Bedingungen ist dies meistens der Fall:

Würden aggressive Konfliktlösungsmuster alltäglich angewandt, wären häufige negative Effekte wahrscheinlich, schon durch eine quantitativ höhere Möglichkeit.

Durch die zeitweilige Verwendung des Verhaltensstils trifft er seltener auf negative Sanktionen, bleibt aber im Verhaltensrepertoire präsent. (Vgl. Bandura 1977: 21)

Aggressives Verhalten lässt sich als ein komplexes Muster betrachten: Es gibt in verschiedenen Situationen variable Formen von aggressiven Stilen. Wird ein aggressiver Verhaltensstil durch positive Effekte verstärkt, hat dies enthemmende Auswirkung auf andere aggressive Stile in anderen Situationen. (Vgl. Bandura 1977: 21)

Bemerkt ein Kind, dass es sich bei seinen Eltern durch Schreien und Treten durchsetzen kann und seinen Willen bekommt wertet es aggressives Verhalten als praktikabel und effektiv. Bei dem nächsten Streit mit seinen Klassenkameraden wendet es das aggressive Verhalten als Konfliktlösungsmuster an.

Ebenso verstärkt eine Verringerung von Schmerz aggressives Verhalten als eine Form von Belohnung: Bandura wies in einer Studie nach das Kinder die Opfer wurden, den Schmerz jedoch durch einen aggressiven Konter beenden konnten, signifikant häufig hochaggressives Verhalten beibehielten. (Vgl. Bandura 1977: 22)

Die Kinder haben in dieser Situation durch die Beendigung von Schmerz ein positives Ergebnis mit ihrem aggressiven Verhaltensstil erzielt. Sie haben gelernt das Aggression sich lohnt und wenden diese Aggression nun auch in anderen Situationen als Konfliktlösungsstrategie an.

3.4.3 Regulation und Kontrolle aggressiven Verhaltens

Die unmittelbare oder beobachtete Erfahrung von Strafe gibt Informationen darüber unter welchen Umständen aggressive Verhaltensweisen zu sicheren positiven Effekten führen und wann sie zu riskant sind.

Aggressionen werden also zum Teil durch die antizipierten negativen Konsequenzen reguliert.

Diese negativen Konsequenzen können in Form von Strafe erfolgen.

Die Effektivität von Strafe als Verhaltenskontrolle ist von verschiedenen Faktoren abhängig:

- a) Den subjektiven Wert der Belohnung oder dem Nutzen den der aggressive Verhaltensstil bringt und den vorhandenen Alternativen gesichert dasselbe Ziel zu erreichen.
- b) Die Wahrscheinlichkeit mit der das aggressive Verhalten bestraft wird.
- c) Die Form der Strafe: Die Strenge und Heftigkeit, der Zeitpunkt und die Dauer der strafenden Konsequenzen. (Vgl. Bandura 1977: 22)

Sind andere Verhaltensformen verfügbar, die den gleichen Nutzen bei geringerer Wahrscheinlichkeit bestraft zu werden bringen, nimmt das Auftreten aggressiver Handlungen ab. Andererseits kann Strafe den gegenteiligen Effekt haben: Durch das Vorführen eines Rollenmodells wird die Wirksamkeit strafender Formen der Reaktion zur Kontrolle des Verhaltens anderer vorgeführt. (Vgl. Bandura 1977: 22)

Ebenso wie bei der familiären Vermittlung aggressiver Verhaltensweisen (s. Kap. 3.4: 16), erfährt der Aggressor die Wirksamkeit der Strafe unmittelbar und kann diese als möglichen Verhaltensstil in sein „Repertoire“ aufnehmen.

Die Beobachtung der Reaktionen auf das Verhalten anderer Personen kann zu einer *stellvertretenden Verstärkung* (Bandura 1977: 22) eigenen Verhaltens führen.

Hierbei ist zu beachten dass, Modell und Beobachter sich in bestimmten Merkmalen unterscheiden können durch die derselbe Verhaltensstil von der Umwelt anders bewertet wird. Diese Diskrepanzen treten z.B. im Geschlecht, Alter oder sozialem Status der Person auf (Vgl. Bandura 1977: 22)

Schlägt ein Polizist einen widerspenstigen Verdächtigen, ist dieser gewaltsame Akt sowohl rechtlich legitimiert, als auch von gesamtgesellschaftlichen Normen als notwendig angesehen.

Würde der Verdächtige den Polizisten schlagen stellt dies ein Straftatbestand dar. Der Polizist und der Verdächtige unterscheiden sich in beruflichem und sozialem Status.

Ebenso werden Unterschiede zwischen den Geschlechtern gemacht: Ein laut extrovertiertes Auftreten einer Frau wird sehr viel schneller als aggressiv oder unangenehm auffallend etikettiert als das eines Mannes, da es nicht einem weiblichen Rollenstereotyp entspricht.

Stellvertretende Verstärkung wirkt dann auf die Motivation, wenn der Beobachter in der Situation ein hohes Gefühl von Selbstwirksamkeit hat. Wird der Verhaltensstil als persönlich nachahmbar eingeschätzt und derjenige fühlt sich in der Lage in einer ähnlichen Situation, ähnlich zu handeln, verstärkt dies die Motivation die beobachtete Form von Verhalten anzuwenden. (Vgl. Bandura 1977: 22)

Die Bewertung von Menschen und ihren Handlungen kann sich durch die beobachteten Konsequenzen signifikant ändern.

Ein eben noch als erfolgreich und funktional eingeschätztes Modell kann durch das Bestraftwerden an Wert verlieren. Wird das Modell jedoch bewundert kann eben jene Strafe auch weiterer Anlass zur Nachahmung sein. (Vgl. Bandura 1977: 23)

In einem politisch radikalen Umfeld dienen solche Modelle z.B. trotz Strafe als Quelle der Nachahmung. Wirft ein Demonstrant eine Flasche auf einen Polizisten und wird dafür strafrechtlich belangt, kann er für seinen Mut, trotz Strafgefahr, gegen den verhassten Staat zu rebellieren bewundert und als Vorbild gesehen werden.

Ebenso können die beobachteten Konsequenzen die Bewertung über den Strafenden ändern. (Vgl. Bandura 1977: 23)

Eine vorher beliebte Lehrerin kann an Ansehen verlieren, beginnt sie ungerecht geschätzte Mitschüler zu strafen.

Dies bedeutet nicht das Menschen ausschließlich Opfer der Reaktionen ihrer Umwelt sind. Die Beweggründe für ein Verhalten sind subjektiv und intrinsisch motiviert, die darauf

folgenden Konsequenzen selbst produziert, dies lässt Einfluss auf eigenes Verhalten und den damit verbundenen Umweltreaktionen erfahren. (Vgl. Bandura 1977: S.23)

Ein wichtiger Faktor der Regulation und Kontrolle aggressiven Verhaltens ist die Selbstregulation, diese bezieht sich auf kognitive Strukturen.

Es gibt verschiedene Wege wie selbsterzeugte Konsequenzen in einer aggressiven Selbstregulierung enden können:

1. Bestimmte kognitiv gespeicherte Codes die Aggression zu einem persönlichen Stolz werden lassen. (Vgl. Bandura 1977: 24)

Fallbeispiel: Der Vater eines achtjährigen Klienten ließ seine beiden Söhne regelmäßig gewalttätig gegeneinander kämpfen. Der Gewinner hatte die Gunst des Vaters sicher, da er „ein richtiger Mann“ war.

Der Junge hat durch die Bekräftigung und den Zuspruch seines Vaters „Stärke im Kampf“ als besonders männlich gespeichert. Er ist stolz darauf wenn er dem Gegner überlegen ist.

2. Die Erhöhung des Selbstwertgefühls durch die physische Unterwerfung anderer.

Hierbei fehlt der selbstbestrafende Aspekt. In Milieus in denen Prestige und kämpferische Fähigkeit gleichgesetzt sind, wird ein großer Anteil des Stolzes über aggressive Verhaltensweisen erworben. (Vgl. Bandura 1977: 24)

Der Mensch antizipiert selbstverurteilende Reaktionen. Wird bei einem bestimmten Verhalten Selbstverurteilung erwartet wird eher davon abgesehen. Diese Antizipation von Selbstverurteilung dient als Abschreckung vor Taten, die vor dem persönlichen moralischen Hintergrund als verwerflich bewertet werden.

Menschen mit hochaggressiven Verhaltensmustern haben verhältnismäßig wenig negative Selbstreaktionen auf ihr aggressives Verhalten. (Vgl. Bandura 1977: 24)

Selbstregulative Fähigkeiten verursachen keine unabänderlichen Kontrollmechanismen. Die Kontrolle wird der Situation angepasst, die verschiedenen Faktoren dieser Situation aktivieren verschiedene Selbstbewertungen.

Strafend wird diese Selbstbewertung wenn ein Kausalzusammenhang zwischen dem Verhalten und einem schädlichen Effekt wahrgenommen wird. (Vgl. Bandura 1977: 24)

Es gibt verschiedene Gründe durch die eigentlich zensierbares Verhalten von negativen Selbstbewertungen getrennt werden können:

1) Verhaltensebene

Menschen verhalten sich normalerweise erst verwerflich wenn es ihnen möglich ist diesen Verhaltensstil moralisch zu legitimieren. Strafbare Handlungen können durch kognitive Strukturen ehrbar gemacht werden. (Vgl. Bandura 1977: 24)

Misshandelt ein Vater denjenigen der sein Kind missbraucht hat, ist dies ein schweres Gewaltdelikt und der Vater würde sich wahrscheinlich keinem anderen Menschen gegenüber so verhalten. Durch die, als schwer unmoralisch bewertete, Tat des Anderen legitimiert er sein Handeln vor seiner eigenen Selbstbewertung.

2) Das Verzerren der Beziehung zwischen Handlung und Effekt

Menschen verhalten sich eher und intensiver aggressiv wenn die Konsequenzen dieses Verhaltens von einer Autorität legitimiert worden sind. Legitimität steigert Aggression. (Vgl. Bandura 1977: 24)

So lässt sich z.B., bei einigen demonstrationsbegleitenden Polizeibeamten, eine intensive Gewaltbereitschaft beobachten. Ihre Gewaltanwendung ist hierbei in Teilen staatlich legitimiert. Es lässt sich davon ausgehen, dass sie außerhalb des Legitimationsrahmens, im privaten Bereich keine, oder deutlich weniger Gewalt anwenden.

3) Opfer

Eine Geringschätzung des Opfers löst weniger Selbstbestrafung aus. Durch die zusehende Individualisierung der Gesellschaft ist es einfacher andere Menschen zu „entmenschlichen“.

Eine Personalisierung des Opfers fordert Opferempathie heraus.

Ist das Opfer bekannt und steht in einer Beziehung zu einem ist die Hemmschwelle Gewalt anzuwenden meist viel höher, als wenn es ein gänzlich fremder Mensch ist.

Ein als schuldig bewertetes Opfer verhindert eine negative Selbstbewertung. Ebenso außerordentliche Umstände die den Täter zur Tat „trieben“ . (Vgl. Bandura 1977: 24)

Ergänzend hierzu lassen sich die *Neutralisierungstechniken* erwähnen, die ähnliche Gründe

für die Verhinderung von Selbstbestrafung nennen:

Sykes und Matza (1968) beschrieben fünf, erlernbare Techniken der Neutralisierung um das moralisch eigentlich verwerfliche Verhalten vor der Selbstbeurteilung zu legitimieren und ein kognitives Gleichgewicht aufrechtzuerhalten.

(1) *Die Ablehnung von Verantwortung.*

Der Täter sieht sich als Opfer schwieriger Umstände und schädlicher Einflüsse. Z.B. der Kontakt mit „falschen Freunden“ die alle klauen, deswegen musste man da mitmachen obwohl man es gar nicht wollte. (Vgl. Lamnek 2007: 217)

(2) *Die Verneinung des Unrechts.*

Der Täter ist sich zwar der Delinquenz seiner Handlung bewusst, findet diese aber moralisch durchaus legitim.

Z.B. kann das Schlagen von Kindern von den Eltern damit begründet werden das „ein kleiner Klaps ihnen selbst ja auch nicht geschadet“ hätte. (Vgl. Lamnek 2007: 218)

(3) *Die Ablehnung des Opfers.*

Durch eine negative Stigmatisierung des Opfers wird die Tat ihrer Grausamkeit beraubt und der Täter kann sich als prinzipiell unschuldig stilisieren.

Das Opfer hat es verdient und ist selbst schuldig, es hat die Tat provoziert. Diese Abwertungen können auf Grundlage von Hautfarbe, zugeschriebener Kriminalität oder ähnlichen Merkmalen geschehen. (Vgl. Lamnek 2007: 218)

(4) *Die Verdammung der Verdammenden.*

Öffentliche Institutionen, besonders die mit Strafmacht, werden in ihrer Rechtschaffenheit angezweifelt. Zuschriebene unrechtmäßige Motive des Kontrollapparates lassen an der Berechtigung negativer Sanktionen zweifeln. (Vgl. Lamnek 2007: 219)

Fallbeispiel: In Gesprächen mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund in der Jugendgerichtshilfe äusserten sich viele dahingehend dass, wenn sie einen Fuß auf den Kiez setzen, sofort ein Polizist kommt und sie kontrolliert.

Alle Straftaten die sie begehen, begehen andere auch nur sie würden ständig dafür bestraft weil sie Ausländer sind und die Polizei ausländerfeindlich.

(5) *Die Berufung auf höhere Instanzen.*

Trotz eines allgemeinen Normverständnis wird die deviante Norm höher bewertet als die gesamtgesellschaftliche. Dieser Normbruch wird aus einem höheren Interesse begangen, es geht um die Sache nicht um persönliche Bestrebungen.

Die Abweichung wird auf den Einfluss höherer Instanzen begründet: Z.B. Das Töten aus religiösen Gründen. (Vgl. Lamnek 2007: 218)

So gab es 2004 in Eislingen den Fall, das zwei Jungen die vierköpfige Familie des Einen ermordeten. Der Grund dies zu tun war für den Einen offensichtlich ein Freundschaftsdienst. Der Wert der Freundschaft wird höher gestellt, als die eigentliche Norm nicht zu töten.

Der Wandel von un- oder wenig aggressivem Verhalten hin zu einem intensiven Aggressionsverhaltensmuster geschieht durch einen allmählichen Desensibilisierungsprozess, der dem Betroffenen nicht vollständig bewusst ist.

Fast jeder Mensch führt aggressive Handlungen aus die keine starke Selbstbestrafung auslösen. Werden diese Handlungen häufig wiederholt, gewinnen sie schrittweise an Intensität bei gleichzeitiger Minderung von Selbsttadel und Unwohlsein.

Dies kann sich steigern bis hochaggressive Handlungen kaum noch Qual, aufgrund der Selbstbestrafung, verursachen. (Vgl. Bandura 1977: 26)

4. Der sexuelle Entwicklungsprozess in Kindheit und Jugend

Die Internalisierung sexueller Werte und die Entdeckung sexueller Rollen, sowie die individuelle Orientierung diesbezüglich, findet durch familiäre, kulturelle und gesellschaftliche Erfahrungen statt. (Vgl. Shaw et al. 1999: 9)

Die sexuelle Entwicklung beginnt im ersten Lebensjahr mit dem Entdecken der genitalen Selbststimulation. Im Alter von ca. drei bis vier Jahren werden Gleichaltrige in das Spiel involviert. (Vgl. Shaw et al. 1999: 9)

Die gesamte Entwicklungsphase in der Altersspanne zwischen zwei und sechs Jahren ist von einem Ausprobieren geprägt.

Die Kinder beginnen ein flirtives Verhalten zu zeigen und experimentieren mit sexuell geprägter Sprache, sie entdecken allein und durch gemeinsames körperliches Spiel die Möglichkeiten sexuellen Verhaltens. (Vgl. Shaw et al. 1999: 9)

Das Interesse in der anschließenden Phase (ab sechs) variiert durch die Intensität und Häufigkeit sexueller Erfahrungen mit Gleichaltrigen und ist eher episodenhaft. Die sexuell geprägten Kontakte finden meist in kindlichen Freundschaftsbeziehungen statt und werden in ihrer Häufigkeit durch das Maß an Neugier beeinflusst, die das Kind auch in anderen Bereichen des Lebens zeigt. (Vgl. Shaw et al. 1999: 9)

Diese normale spielerische Sexualität ist meist spontan, sie verursacht Vergnügen und gleichzeitig Scham, die Kinder erleben unterschiedliche Stufen von Hemmung und Enthemmung.

So werden Muster eigener Sexualität entwickelt und Wege zur Befriedigung individueller sexueller Bedürfnisse gefunden. Auf spielerische Weise geht es um ein Entdecken und Entwickeln sexueller Identität. (Vgl. Shaw et al. 1999: 10)

Die Masturbation beginnt im früheren Kindesalter und wird dann wieder kurz vor der Pubertät eine größere Rolle spielen. Sie ist in ihrer Intensität normal, solange sie nicht zu Schmerzen führt oder in der Öffentlichkeit stattfindet. (Vgl. Shaw et al. 1999: 10)

Die sexuelle Entwicklung in den Jugendjahren wird erheblich durch das Erleben von Populärkultur vereinfacht. Medien wie das Internet, das Fernsehen, Magazine etc. bieten

die Möglichkeit expliziter Inhalte und haben im Laufe der Jahre die Familie als erste Quelle zur Information über sexuelle Normativität abgelöst. (Vgl. Shaw et al. 1999: 10)

Die Verfügbarkeit von Darstellungen mit sexuellen Inhalten verändert den Prozess der Sexualentwicklung. Sehr private Erfahrungen sind allgemein zugänglich und Rollenmodelle für die verschiedensten Formen sexuellen Verhaltens beeinflussen das Entstehen eines Normgefühls. (Vgl. Ihm/Stupperich 2009: 262)

5. Definitionen der Sexualdevianz

Nach einer strafrechtlichen Definition der Sexualdelinquenz, folgen die Formen devianten Sexualverhaltens. Es wird ein Überblick über die wissenschaftlichen Definitionen sexuellen Missbrauchs angeführt.

5.1 Strafrechtliche Definition der Sexualdelinquenz

Delinquenz beschreibt abweichendes Verhalten das Strafrechtsnormen verletzt.

Im Falle der Sexualdelinquenz sind diese Strafrechtsnormen im 13. Abschnitt - Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung, §§174-184g StGB festgesetzt.

Im Weiteren relevant sind:

- §176 - Sexueller Missbrauch von Kindern
- §176a - Schwerer sexueller Missbrauch von Kindern
- §176b - Sexueller Missbrauch von Kindern mit Todesfolge
- §177 - Sexuelle Nötigung; Vergewaltigung
- §178 - Sexuelle Nötigung und Vergewaltigung mit Todesfolge

Diese Paragraphen beinhalten den Umgang mit schweren Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung. Das StGB unterscheidet hierbei zwischen sexueller Nötigung und Vergewaltigung. Sexuelle Nötigungen sind demnach sexuelle Handlungen, die gegen den Willen des Opfers durch Zwang, Gewalt oder Ausnutzung der Schutzlosigkeit des Opfers ausgeführt werden oder das Opfer zwingen diese auszuführen (§177, Abs.1, StGB).

Die Tatbestandsmerkmale der Vergewaltigung unterscheiden sich von der Nötigung durch den Zwang zum Beischlaf und gilt als besonders schwerer Fall (§177, Abs.2, StGB).

5.2 Wissenschaftliche Definition der Sexualdevianz und des sexuellen Missbrauchs

Es existiert keine wissenschaftlich einheitliche Definition des Begriffs des sexuellen Missbrauchs. Die Schwierigkeit liegt hierbei bei der genauen Eingrenzung welche Handlungen als missbräuchlich gelten. So gibt es „enge Definitionen“, die z.B.

Exhibitionismus nicht als sexuellen Missbrauch definieren, da kein körperlicher Kontakt

stattfindet. „Weite Definitionen“ benennen auch nicht-körperliche Handlungen als missbräuchlich. Ihr Ausgangspunkt sind gesellschaftliche Normen, die regeln was als schädlich gilt. Demnach ist z.B. Exhibitionismus normverletzend und beinhaltet eine schädliche Handlung. (Vgl. Bange 2004: 30)

Einig sind sich alle Autoren darin, das ein sexueller Missbrauch vorliegt wenn eine Handlung gegen den Willen des Opfers geschieht. Besonders bei Kindern als Opfer liegt hier ein Problem, da der Unwille nicht immer geäußert wird oder werden kann. (Vgl. Bange 2004: 30)

Ein Unterschied zwischen sexuell normalem und deviantem Verhalten lässt sich durch die Anwendung von *statistischen und sozialen Normen* feststellen. *Statistische Normen* bedeuten hierbei die Häufigkeit mit der ein bestimmtes Verhalten auftritt. Wird dieses Verhalten von der Mehrheit der Menschen angewandt ist es *statistisch normal*. *Soziale Normen* beschreiben die Erwartung der Gesellschaft was angemessenes sexuelles Verhalten ist. (Vgl. Schuhrke 2004: 177)

Fallbeispiel: In einem offenen Jugendtreff für Mädchen sprachen die Elf- bis Dreizehnjährigen Klientinnen über ihre sexuellen Erfahrungen mit jungen Männern, hierbei ließ sich erkennen, dass bereits verschiedene sexuelle Erlebnisse gemacht wurden, die für sie nicht immer positiv waren. Die Art und Weise mit der sie sich austauschten wirkte abgeklärt und teilweise resigniert.

Diese Mädchen handelten sexuell deviant, ihre Erfahrungen sind weder statistisch noch normativ altersgemäß.

Besondere Schwierigkeiten scheint die Definition des sexuellen Missbrauchs durch Kinder und Jugendliche an Kindern und Jugendlichen zu bereiten.

Weitere Begriffsannäherungen schließen diese Tätergruppe aus:

a) Das *Konzept des wissenschaftlichen Einverständnisses* versucht eine nähere Beschreibung indem es das Dilemma kindlicher Opfer löst: Erwachsene und Kinder sind

niemals gleichberechtigte Partner in sexuellen Handlungen. Das Kind ist in vielen Bereichen seiner sexuellen Entwicklung dem Erwachsenen unterlegen. Daraus schließend ist jede sexuelle Handlung zwischen einem Erwachsenen und einem Kind ein sexueller Missbrauch. (Vgl. Bange 2004: 30)

b) Dieses *Konzept des wissenschaftlichen Einverständnisses* wurden dahingehend erweitert, dass ein bestimmter Altersabstand festgelegt wurde bei dem von einem Ungleichgewicht in den Entwicklungs- und Machtverhältnissen ausgegangen wird. Dieser Altersabstand beträgt meist fünf Jahre. (Vgl. Bange 2004: 31)

Beide Definitionen schließen Kinder und Jugendliche als Täter weitestgehend aus. Auch wenn der Täter in derselben Altersgruppe ist wie das Opfer, kann das Opfer nicht immer einen sexuellen Missbrauch als solchen benennen.

In der polizeilichen Kriminalstatistik (BKA 2010: 139) sind Kinder und Jugendliche als Tatverdächtige besonders häufig bei dem Delikt des sexuellen Missbrauchs von Kindern (§ 176, 176a, 176b StGB) zu finden. Insofern kann davon ausgegangen werden, dass der Altersunterschied zwischen Täter und Opfer häufig weniger als fünf Jahre beträgt. Andererseits kann diese Definition nur zur Anwendung kommen, wenn es sich bei dem Opfer um ein Kind oder einen Jugendlichen handelt, der Altersabstand ist bei erwachsenen Opfern obsolet.

Dennoch ist er, bei Kinder unter 14, ein wichtiges ergänzendes Kriterium um in einem Gros der Fälle einen sexuellen Missbrauch zu identifizieren. Das jüngere Kind ist in seiner Entwicklung unterlegen und kann auf keinen Fall ein natürliches Einverständnis geben. (Vgl. Romer/Schimmelmann 2004: 437)

Eine weitere Schwierigkeit besteht in der variantenreichen Natur kindlicher Sexualität: Spiele die Teil einer Identitätsfindung sind und eventuell Normen verletzen, sollten nicht durch unzureichende Definitionen dämonisiert und kriminalisiert werden.

So lässt sich zusammenfassen:

„Missbräuchliche Sexualität unter Kindern folgt entweder dem Modell der Vergewaltigung, oder sexuellen Nötigung durch Zwang, Drohung oder Gewaltanwendung oder dem Modell der Prostitution, in dem ein Kind ein wesentlich jüngeres Kind durch Geld oder Geschenke dazu bringt, sich sexuell zur Verfügung zu stellen.“ (Vgl. Romer /Schimmelmann 2004: 437)

Dennoch wird es immer Grenzfälle geben in denen ein sexueller Missbrauch nicht eindeutig definiert werden kann:

Fallbeispiel: In einer altersmäßig heterogenen Gruppe sagte einer der älteren Jungen (15) mir, er „genieße sehr die körperliche Nähe zu den Jüngeren“ (zwischen 9 und 10). Auf mich wirkte das, in der Gesamtsituation, wie ein eindeutig „sexuelles Genießen“. Er forderte zwei der Jungen immer wieder auf sich auf seinen Schoß zu setzen und ihn zu umarmen.

Dies allein stellt objektiv keine sexuelle Handlung dar. Mit dem Vorwissen, dass der Ältere sexuell motiviert ist und es ihn die Körpernähe eventuell erregt, kann von einem Missbrauch gesprochen werden, den die Jüngeren jedoch nicht bemerken. Hier stellt sich die Frage inwiefern ein Missbrauch definiert werden kann, der das Opfer in keiner Weise verletzt, jedoch eine eindeutig sexuell motivierte, missbräuchliche Handlung vorgenommen wird.

6. Forschungsüberblick

Wie in Kap. 5.1 (S. 30) erwähnt wird der Schwerpunkt in der Folge auf den schweren Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung liegen. Dies ergibt sich da die verfügbaren Studien fast ausschließlich im Hellfeld durchgeführt wurden. Die Probanden waren verurteilte oder geständige, sich im Strafverfahren befindliche Sexualstraftäter.

Die Gruppe dieser Probanden ist verhältnismäßig klein und schließt, wenn es justiziell erfasste Straftäter sind, Kinder unter 14 aus.

6.1 Das Dunkelfeld

Die Dunkelfeldforschung beschäftigt sich mit den Straftaten, die nicht bei den Strafverfolgungsbehörden registriert wurden.

Die Erfassung von Sexualdelinquenz im Dunkelfeld, speziell mit Kindern und Jugendlichen als Täter, stellt die Forschung vor besondere Probleme:

Um strafrechtlich relevante sexuelle Aggression zu erfassen müssen Strafrechtsnormen begreifbar formuliert werden. Werden Kinder und Jugendliche befragt, die als Täter, Opfer oder Beobachter über Missbrauchshandlungen Auskunft geben sollen, muss ihnen der Umfang und die Bedeutung der sexuellen Aggression in einfachen Fragen deutlich gemacht werden.

Hierbei ist besonders der Entwicklungsstand der Befragten zu beachten, die in einem bestimmten Alter evt. nicht ausreichend auf dem Gebiet der Sexualität informiert sind. Die meisten Sechsjährigen werden Schwierigkeiten haben einen sexuellen Missbrauch als solchen direkt zu definieren. Die Fragen müssen semantisch derart formuliert sein, dass diese Altersgruppe sie versteht und valide Aufschluss über sexuelle Handlungen geben kann.

(Vgl. Elz 2010: 73)

Aufgrund des sensiblen Themas können oder wollen sich die Befragten nicht erinnern. Es kann zu verzerrten Ergebnissen kommen, besonders wenn eine ihnen nahe, geschätzte Person als Täter auftreten würde. (Vgl. Elz 2010: 73)

Im Gegensatz zu anderen Delikten kommen Sexualdelikte nicht besonders häufig vor. Um eine repräsentative Dunkelfeldforschung durchzuführen wären eine große Stichprobe nötig. Dies ist zeitlich und finanziell schwer umzusetzen. (Vgl. Elz 2010: 73)

Die nachfolgende Ergebnisse der Dunkelfeldforschung sind auf Grundlage von SchülerInnen-Befragungen erhoben worden, die sexuelle Aggression jedoch nur am Rande miterfassten.

Auffällig war hierbei nur das Erleben oder Beobachten verbaler sexueller Belästigung, 40% der Befragten gaben dies an.

Körperlich sexuelle Belästigungen, Nötigungen etc. werden von etwa 20% der Befragten beobachtet, die Zahl derjenigen, die angeben Opfer geworden zu sein ist halb so hoch, die Zahl derjenigen die angeben Täter geworden zu sein wiederum die Hälfte von der Opferzahl. Diejenigen die angeben Täter geworden zu sein, räumen meist mehrere Taten ein. (Vgl. Elz 2004: 4)

Anhand dieser Diskrepanz lässt sich absehen, dass dieses Ergebnis nur ein schwaches Abbild der Wirklichkeit ist.

Durch die Mehrfachtäterschaft lässt sich die höhere Zahl von Opfern erklären, jedoch nicht die höhere Zahl von beobachteten Taten.

Mädchen geben häufiger an Opfer geworden zu sein, Jungen häufiger Täter. Eine nicht unerhebliche Zahl der Fälle hat Jungen als Täter und Opfer.

Schulleitungen und LehrerInnen gaben an sich des Problems bewusst zu sein, sind aber unzureichend informiert. (Vgl. Elz 2010: 74)

6.2 Das Hellfeld

Die Forschungen im Hellfeld geben die von Strafverfolgungsbehörden registrierte Kriminalität wieder. Neben den statistischen Erfassungen zur Häufigkeit sexueller Delinquenz wird in, hauptsächlich psychiatrisch und psychologisch orientierten, Studien der Schwerpunkt auf individuelle Merkmale des Täters gelegt.

Hierbei ist zu beachten, dass das Hellfeld abhängig von dem Anzeigeverhalten der Bürger ist. Man kann davon ausgehen, dass sexuelle Übergriffe außerfamiliärer, unbekannter Täter

eher angezeigt werden, als innerfamiliärer, bekannter Täter. Darüber hinaus wird es wahrscheinlich, ebenso wie in anderen Bereichen der Delinquenz, eine variierende Verfolgungsintensität unterschiedlicher sozialer Gruppen geben. (Vgl. Bange 2004: 32)

6.2.1 Statistische Erfassungen zur Häufigkeit der Sexualdelinquenz

Die polizeiliche Kriminalstatistik erfasst die Zahl der Tatverdächtigen, gibt also keinen Aufschluss darüber wie viele der aufgeführten Personen tatsächlich verurteilt werden. Sie hilft jedoch eine annähernde Vorstellung des quantitativen Auftretens von Sexualdelinquenz zu bestimmen und erfasst, im Gegensatz zu Justizstatistiken, auch Kinder unter 14 als Täter.

Im Folgenden wird Bezug auf die polizeiliche Kriminalstatistik (PKS) des Bundeskriminalamtes (Hrsg.) im Jahrbuch 2009 genommen.

Tab.1 Geschlechts- und Altersstruktur; Bundesgebiet: Gesamt

Straftaten (-gruppen)	Insgesamt 100%	Kinder < 14 in %	Jugendl. 14 < 18 in %	Heranw. 18 < 21 in %	Erwachsene 21 u. älter in %
Straftaten gg. die sex.Selbstbestimmung darunter:	35 674	3,7	10,8	7,1	78,4
Vergewaltigung und sexuelle Nötigung (§ §177 Abs. 2, 3 und 4, 178 StGB)	6 273	1,3	11,5	11,2	76
sonstige sexuelle Nötigung (§ 177 Abs. 1 und 5 StGB)	4 935	3,9	12,7	9,1	74,3
sexueller Missbrauch von Schutzbefohlenen pp. unter Ausnutzung einer Amtsstellung oder eines Vertrauensverhältnisses (§174 StGB)	1 388	0	1,4	0,7	97,8
sexueller Missbrauch von Kindern (§§ 176, 176a, 176b StGB)	8 461	9,1	17,2	6,5	67,2
exhibitionistische Handlungen und Erregung öffentlichen Ärgernisses (§§ 183, 183a)	3 181	0,4	6	6	87,6
Besitz/ Verschaffung von Kinderpornographie (§ 184b Abs. 2 und 4 StGB)	3 656	0,5	4	4,8	90,8

(Vgl. Bundeskriminalamt, 2010, 139)

Fasst man die Zahl der Personen zwischen jünger als 14 bis 21 zusammen, werden bei 21,6% der Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung Menschen im Alter unter 21

Jahren verdächtigt.

Vertreten sind Kinder, Jugendliche und Heranwachsende besonders bei den Deliktgruppen Vergewaltigung und sexuelle Nötigung (§ 177 Abs. 2, 3 und 4, 178 StGB), sonstige sexuelle Nötigung (§ 177 Abs. 1 und 5 StGB) und sexueller Missbrauch von Kindern (§ 176, 176a, 176b StGB).

Am signifikantesten sind hierbei die Tatverdächtigenzahlen bei sexuellem Missbrauch von Kindern, bei dem Kinder 9,1% und Jugendliche 17,2% ausmachen.

Vergleicht man die Zahlen der Kinder-, Jugendlichen- und Heranwachsendengruppe lässt sich feststellen, dass die Zahl der Tatverdächtigen im Kindesalter am geringsten ist, im Jugendlichenalter zunimmt und dort entweder höher liegt als bei den Heranwachsenden oder vom Wert her gleich ist (außer bei § 184b, Abs.2, Besitz/Verschaffung von Kinderpornographie). Im Heranwachsendenalter nehmen die Zahlen leicht ab.

Fraglich ist hierbei wieder, inwiefern das Anzeigeverhalten eine Rolle spielt und, ob eventuell die Motivation Kinder nicht anzuzeigen, mit dem Wissen das sie noch nicht strafmündig sind, höher liegt als bei Personen über 14. Darüber hinaus lässt sich vermuten, dass der elterliche Einfluss in diesem Alter noch sehr hoch ist und es denkbar wäre, dass derartige Konflikte zwischen den Parteien ohne Anzeige gelöst werden.

Die PKS gibt Aufschluss über das zahlenmäßige Auftreten von Sexualdelinquenz. Es wird allerdings nicht berücksichtigt, dass der Anteil der Gesamtbevölkerung im Kinder-, Jugendlichen- und Heranwachsendenalter sehr viel geringer ist als der Anteil der Menschen im Erwachsenenalter (über 21).

Die Zahlen der PKS werden von der *Tatverdächtigenbelastungszahl (TVBZ)* in Relation zu demographischen Faktoren gesetzt. So wird die verhältnismäßige Belastung der Altersgruppen ermittelt.

Die TVBZ zeigt die zahlenmäßige Belastung der Altersgruppe pro 100.000 Einwohner.

Die nachfolgenden Zahlen beschränken sich auf die schweren Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung: §176a, §177 Abs.2, 3, 4 und §178 StGB.

Die Zahl der Mädchen als Täter ist so gering, das sie hier vernachlässigt wird.

Tab. 2 TVBZ: Schwere sexueller Missbrauch von Kindern, §176a, StGB

Altersgruppe	TVBZ
14 <	20
14-16	77
16-18	57
18-20	40
20 >	22

(Vgl. Elz 2004: 3)

Tab. 3 TVBZ: Sexuelle Nötigung; Vergewaltigung; Vergewaltigung mit Todesfolge
§177 Abs. 2, 3, 4/§178 StGB

Altersgruppe	TVBZ
14 <	7
14-16	52
16-18	64
18-20	61
20 >	23

(Vgl. Elz 2004: 3)

Sieht man die Zahlen der PKS in Relation zu dem Anteil der Bevölkerung der jeweiligen Altersgruppe ist die Gruppe der 14-18jährigen hoch belastet.

Besonders auffällig ist die TVBZ bei dem schweren sexuellen Missbrauch von Kindern, mit einem Wert von 77 bei den 14-16jährigen. Vergleicht man diese Zahl mit der TVBZ der unter 18-jährigen von 22 ist ein hochsignifikanter Unterschied sichtbar.

So zeichnet sich ein Bild einer jugendtypisch episodenhaften Sexualdelinquenz, die ihren Höhepunkt im Alter von 14-16 hat und danach deutlich abnimmt.

Fraglich ist hierbei, ob diese Diskrepanz zwischen adoleszenten und erwachsenen Sexualstraftätern von einem hohen Dunkelfeld im Bereich familiären sexuellen Missbrauchs verfälscht wird. (Vgl. Elz 2004: 3)

Im Gegensatz zu erwachsenen Tätern, begehen Jugendliche Sexualdelikte häufiger gemeinschaftlich. Sie wenden dabei verhältnismäßig weniger Gewalt an und wählen häufiger fremde Opfer. Die Taten finden öfter an öffentlichen Orten statt.

Die Rückfallrate von 21% bei der vorliegenden Studie bestätigt den deutschen Durchschnittswert von etwa 20%. (Vgl. Dahle et al. 2008: 214)

13% der rückfälligen Jugendlichen begingen erneut schwere Sexualdelikte, Heranwachsende wurden mit 20% einschlägig rückfällig.

Bei 59% der Jugendlichen geschah der Rückfall durch ein nicht-sexuelles Gewaltdelikt, bei den Heranwachsenden waren es 53%. (Vgl. Dahle et al. 2008: 217)

6.2.2 Studienergebnisse zu Faktoren der sexuellen Devianzentwicklung

Hummel identifiziert in seiner Studie (2008) eine frühe Entwicklung devianter Sexualfantasien als möglichen ätiologischen Faktor einer Sexualdelinquenz. Dieser Prozess wird durch eine defizitäre *soziosexuelle* und *psychosexuelle* Entwicklung beeinflusst, besonders bedingt durch ein aversiv agierendes, familiäres Umfeld. Er teilte die jugendlichen und heranwachsenden Sexualstraftäter in zwei Gruppen: Die erste Gruppe beging ihre Taten an Kindern, die zweite an Frauen. Die dritte Gruppe bestand aus jugendlichen und heranwachsenden Probanden, die nicht-sexuelle Gewaltdelikte an gleichaltrigen oder älteren Männern beging.

Ein Großteil der befragten sexualdelinquenten Jugendlichen empfanden ihre familiäre Umgebung als eher tabuisierend sexuellen Themen gegenüber. Hierbei spielten sowohl der verbale, als auch der nonverbale Umgang mit Sexualität eine Rolle, sowie die Möglichkeit zur Auslebung eigener Sexualität (Rückzugsraum etc.).

Das als nicht offen empfundene Elternhaus kann zu einer gehemmten Exploration eigener sexueller Identität und einem geringen Gefühl von Attraktivität geführt haben, und so folgerichtig zu einer Behinderung normaler Sexualentwicklung. (Vgl. Hummel 2008: 237)

In der Gruppe der Sexualdelinquenten, deren Opfer Kinder waren, war die Zahl an einvernehmlichen heterosexuellen Erfahrungen signifikant geringer, als in der Gruppe Sexualdelinquenten deren Opfer Frauen waren und der Gruppe die Körperverletzungsdelikte ohne sexuellen Bezug begangen haben (22% zu 61% und 85%). Dieser Umstand könnte mit dem Empfinden von wenig eigener Attraktivität korrelieren. Dies führt wiederum zu einer „(...) Orientierung an traditionellen Sexualnormen und Rückzug auf autoerotische (Ersatz-) Handlungen (...)“ Es zeichnet sich in dieser Gruppe eine allgemeine sexuelle Entwicklungsverzögerung ab. (Vgl. Hummel 2008: 238)

Bei den strafbefreiten Handlungen gegen die sexuelle Selbstbestimmung vor dem 14. Lebensjahr gaben 53% der Probanden, deren Opfer Kinder waren und 36% der Probanden deren Opfer Frauen waren, an solche begangen zu haben.

Dies lässt, besonders in der ersten Gruppe, auf einen frühen Beginn und konsistenten Verlauf sexuell devianter Fantasien schließen. (Vgl. Hummel 2008: 238)

Durch langfristig negativ verlaufende soziale Erfahrungen (Kontakt mit Gleichaltrigen, familiäre Beziehungen) und den daraus resultierenden Defiziten, wie einem geringen Maß an Selbstakzeptanz und eigener Attraktivität, werden Einstellungen manifestiert, die später das Fundament sexuell devianter Fantasien bilden können. (Vgl. Hummel 2008: 238)

Auch **Deegener** identifiziert einen frühen Beginn sexueller Devianz: Er führt eine Studie von Abel an, die belegt, dass 30-50% der erwachsenen Sexualstraftäter bereits im Jugendalter sexuell deviante Auffälligkeiten in Interessen und Verhalten zeigten. (Vgl. Deegener 2009: 72)

Hummel geht davon aus, dass sexualdelinquente Handlungen von dem Täter vor einem individuellen Erfahrungshorizont bewertet werden. Seine Einstellungen beeinflussen seine Bewertung, diese wiederum gibt eine Richtung vor, inwiefern sexualdelinquentes Verhalten weiter angewandt oder aufgegeben wird. (Vgl. Hummel 2008: 239)

Zentral für jugendliche Sexualdelinquenz ist eine schwache Selbstregulation. Diese „(...) umfasst neben der geschilderten Einstellung zur Sexualität, die Erfassung von Impulsivität, Erfahrungen hinsichtlich der Qualität von Gleichaltrigenbeziehungen[...] sowie das Ausmaß selbst erlittenen sexuellen Missbrauchs.“ (Vgl. Hummel 2008: 239)

Habermann et al. untersuchten Entwicklungsverläufe Jugendlicher, die sexuelle Tötungsdelikte begingen. Auch wenn diese zahlenmäßig gering sind, gibt die Studie Hinweise zu einem Muster sexueller Aggression, die hier in ihrer extremsten Form auftritt. Die Studie wies eine signifikante statistische Korrelation zwischen allgemein aggressiven Verhaltenstendenzen, einer niedrigen Hemmschwelle zur Gewaltanwendung und der Sexualdelinquenz nach.

Die begangenen Gewaltdelikte gehen in ihrem Entwicklungsprozess schon früh durch ihre hohe Tatintensität über jugendtypische Delinquenz hinaus.

Habermann et al. schlussfolgern einen gravierenden Mangel an Empathiefähigkeit sowie

eine defizitäre und schädliche Sexualentwicklung. (Vgl. Habermann et al. 2008: 246)

Shaw et al. fassten einen Überblick eigener und fremder Studien zusammen um ein valides Instrument zur Erfassung und Behandlung jugendlicher Sexualstraftäter zu konstruieren. 20% aller Vergewaltigungen und 30-50% aller Kindesmissbräuche in den USA werden von Jugendlichen unter 18 begangen.

Ein Großteil dieser sexualdelinquenten Kinder und Jugendlichen sind bei ihrer ersten Tat jünger als 15 Jahre. Eine nicht unerheblichen Teil davon, stellen Kinder unter 12 Jahre. Im Durchschnitt begehen diese Jugendlichen 8-9 Taten mit 4-7 verschiedenen Opfern. 63% der Jugendlichen sind noch in anderer Weise delinquent geworden, ein Großteil davon war Gewaltdelinquenz.(Vgl. Shaw et al. 1999:2;19)

Im Vergleich zu nicht-sexualdelinquenten Jugendlichen hatten sexualdelinquente doppelt so häufig eigene Missbrauchserfahrungen. Dies betraf 72% der sexualdelinquenten Kinder unter 6 Jahren, 42% bei den 7-10jährigen und 35% bei den 11-12jährigen. (Vgl. Shaw et al. 1999: 17)

Kobayashi et al. (1995) belegten in ihrer Studie ebenso einen direkten Zusammenhang zwischen, sowohl physischen als auch sexuellen, Misshandlungserfahrungen durch den Vater oder einem anderen nahestehenden Menschen und sexuell aggressiven Verhalten von männlichen Jugendlichen.

Wurde das Kind durch die Mutter oder eine andere weibliche Person viktimisiert, entsteht kein direkter Weg in die sexuelle Aggression.

Jugendliche Sexualdelinquente sind in ihren physischen Misshandlungserfahrungen mit anderen jugendlichen Delinquenten vergleichbar, sie mussten jedoch sehr viel häufiger sexuellen Missbrauch erfahren. (Vgl. Kobayashi et al. 1995: 39ff.)

Auch **Elsner/Hebebrand/König** verglichen sexualdelinquente Jungen mit ausschließlich aggressiv-delinquenten Jungen. Hierbei zeigten sich deutliche Unterschiede in verschiedenen Bereichen: Sexuell aggressive Jungen wuchsen in signifikant häufigeren Fällen in Ursprungsfamilien auf, in denen der Vater oder eine verlässliche, langfristige Vaterfigur fehlte (67,4% zu 39,3%).

Die Interpretation der Zahlen lassen die Relevanz positiver männlicher Rollenmodelle vermuten. (Vgl. Elsner/Hebebrand/König 2008: 229)

44,1% der sexuell aggressiven Jungen berichteten von eigenen Missbrauchserfahrungen.

Bei 73,8% ließ sich eine deviante Sexualentwicklung feststellen, diese umfasst ein sexualisiertes Verhalten z.B häufige Masturbation, sexuell geprägte Sprache etc.

In der Studie waren 58,7% der Opfer männlich.

Dies lässt den Rückschluss zu, dass es sich wahrscheinlich bei einem Teil der Fälle um nicht ausschließlich sexuell motivierte Taten handelt, sondern allgemein aggressives Verhalten vorliegt. (Vgl. Elsner/Hebebrand/König 2008: 229)

Sexualdelinquente Jugendliche kamen, im Gegensatz zu nichtsexuellen Gewalttätern, signifikant früher und häufiger mit „harter“ Pornographie in Berührung. (Vgl. Shaw et al. 1999: 17; Elsner/Hebebrand/König 2008: 229)

Häufig sind geringe soziale Kompetenzen vorhanden, die Kinder und Jugendlichen sind dadurch eher isoliert von ihren Gleichaltrigen. (Vgl. Shaw et al. 1999: 20)

Die familiären Verhältnisse der Kinder und Jugendlichen zeichnen sich üblicherweise durch eine hohe Konflikthaftigkeit aus. Sie sind dysfunktional und instabil. Die Eltern haben häufig eine Neigung zur physischen, psychischen und sexuellen Gewalt. (Vgl. Shaw et al. 1999: 20)

Dieses Ergebnis wird von **Hunter et al.** unterstützt, sie identifizieren zwei grundlegende Risikofaktoren für eine sexualdelinquente Entwicklung: Das Erleben männlicher sexueller und physischer Gewalt gegen Frauen und das Erleben eines aggressiven, antisozialen Männlichkeitmodells. (Vgl. Hunter et al. 2004: 233)

Besonders innerfamiliäre Gewalterfahrung bildet ein Fundament für kindliche und jugendliche Verhaltensstörungen, sie führen zu einer Akzeptanz von Gewalt die sich später in sozialen und sexuellen Beziehungen zeigt.

Durch den zusätzlichen Kontakt mit Gleichaltrigen, die eben jene Gewaltakzeptanz zeigen, entsteht ein sich selbst verstärkendes System schädlicher, devianter Normen. (Vgl. Hunter et al. 2004: 233)

6.2.3 Typologie sexualdelinquenter Kinder und Jugendlicher

Es lässt sich zwischen kindlichen und jugendlichen Sexualstraftätern im Sinne einer Typologie unterscheiden.

Zu beachten ist hierbei, dass eine Typologie nur als eine Annäherung an das komplexe Phänomen sexueller Aggression verstanden werden darf. Die Wege in die Sexualdelinquenz sind heterogen und individuell.

Dennoch lassen sich Merkmale finden die eine Mehrheit der kindlichen und jugendlichen Sexualstraftäter aufweisen:

I) Kindliche Sexualdelinquenz

Bei auffälligen sexuellen Handlungen von Kindern unter 12 muss zwischen dem altersgemäßen sexuellen Ausprobieren und einem missbrauchenden Verhalten vorsichtig unterschieden werden. Das spielerische Entdecken von Sexualität findet normalerweise in einem einverständigen Kontext mit Gleichaltrigen statt. (Vgl. Shaw et al. 1999: 17)

Bei sexuell aggressiven Kindern wird von einer Reaktion auf Selbsterlebtes ausgegangen. Dies können eigene sexuelle Missbrauchserfahrungen sein oder das häufige Ausgesetztsein expliziter Situationen, z.B das offene Ausleben von Sexualität der Eltern, im Wohnzimmer laufende Pornofilme, das Beobachten eines Missbrauchs etc. Wobei sich diese Erlebnisse in ihrer Wertigkeit unterscheiden: Die Eltern mal beim Ausleben ihrer Sexualität zu sehen begründet kein sexualisiertes Verhalten. Intensiv sexuell geprägtes Verhalten der Eltern jedoch konfrontieren das Kind auf altersunangemessene Weise mit dem Thema der Sexualität und möglicher Praktiken.

Diese Kinder zeigen exzessiv sexualisiertes Verhalten, sind häufig impulsiv, wütend und ängstlich. Die sexuellen Übergriffe sind von Zwang, Dominanz und Heimlichkeit geprägt, sie beinhalten sexuelle Praktiken die weit entfernt von altersgemäßer Entwicklung sind. Diese Verhaltensmuster intensivieren sich konsistent über die Zeit und werden häufig von allgemein deviantem Verhalten begleitet. (Vgl. Shaw et al. 1999: 17)

II) Jugendliche Sexualdelinquenz

Es lassen sich vier Typen jugendlicher Sexualdelinquenter unterscheiden:

1. Psychopathologische Täter mit devianten, fixierten Sexualfantasien.

2. Täter die ein allgemein aggressiv-deviantes Verhalten zeigen. Sie agieren auch in nicht-sexuellen sozialen Situationen häufig ausnutzend, aggressiv und gewaltbereit.

3. Täter mit einer psychiatrischen oder neurobiologischen Störung der Impulskontrolle, denen es nur eingeschränkt möglich ist ihre Aggressionen und sexuellen Bedürfnisse zu kontrollieren.

4. Täter mit einem hohen Mangel an sozialen Kompetenzen, die den Kindesmissbrauch begehen, da sie nicht fähig sind dahingehend Beziehungen zu Gleichaltrigen aufzubauen.

(Vgl. Shaw et al. 1999: 18)

Sexuell aggressive Jugendliche über 12, zeichnen sich typischerweise durch einen Glauben an traditionelle Sexual- und Geschlechtsrollen aus. Diese Überzeugung ist mit männlicher Dominanz und „positiven“ Vergewaltigungsmythen verknüpft („Wenn eine Frau nein sagt, meint sie ja“), begleitet von einem stereotypen und negativen Frauenbild.

(Vgl. Shaw et al. 1999: 18)

Günter/Leutz/Vees bestätigen, im Rahmen der „Tübinger Adoleszenz-Rückfallstudie“ (2003-2005) drei Profile jugendlicher Sexualdelinquenz:

Typ 1 ist kontaktgestört, emotional und kognitiv entwicklungsverzögert; in der Regel Kinder als Opfer. Aufgrund mangelnder sozialer Kompetenz können Beziehungen zu Gleichaltrigen nur defizitär und angstbesetzt aufgebaut werden, der sexuelle Missbrauch stellt also eher eine Ersatzhandlung dar und deutet nicht auf eine pädophile Neigung.

Typ 2 zeigt allgemein eine hohe Bereitschaft zur aggressiven Gewaltdelinquenz. Diese Gewaltbereitschaft und Neigung zu hochaggressivem Verhalten erstreckt sich auch auf sexuelle Handlungen.

Typ 3 hat fixierte deviante Sexualfantasien, bei gleichzeitig mangelnder Impulskontrolle.

Der sexuelle Missbrauch stellt ein Ausleben dieser Fantasien dar.

(Vgl. Günter/Leutz/Vees 2010: 346)

Unterstützt werden zwei der Typen von **Hunter et al.** : Typ 2 nach **Günter/Leutz/Vees** und Typ 2 nach **Shaw et al.**, sowie Typ 1 nach **Günter/Leutz/Vees** und Typ 4 nach **Shaw et al.** Sie unterschieden die Täter nach Opfergruppen: 1) Diejenigen deren Opfer Frauen oder gleichaltrige Mädchen waren und, 2) diejenigen die einen Kindesmissbrauch begingen.

Bei **Typ 1** wird entweder von einer feindseligen Männlichkeit, oder von einer agonistischen Männlichkeit ausgegangen. Die feindselige Männlichkeit äussert sich in kontrollierendem, dominierendem und misstrauischem Verhalten Frauen gegenüber. Hierbei wird eine Ablehnung seitens der Frau antizipiert, um dieser zu begegnen wird mit Aggression reagiert. Diese Einstellung beinhaltet stereotypische Vergewaltigungsmythen und legitimiert Gewaltanwendung. (Vgl. Hunter et al. 2004: 234)

Die agonistische Männlichkeit ist geprägt von Hypermaskulinität und einem „sexuellen Wettbewerb“ mit anderen Männern. Dies geht einher mit egozentrischem sexuellem Verhalten, einem frühen Beginn von Promiskuität und meist anderer, nichtsexueller Formen von Jugenddelinquenz. Sie stellt eine Strategie dar, um durch Zwang und Gewalt, von anderen Männern respektiert und in der gleichgeschlechtlichen *Peer-group* als dominant empfunden zu werden. (Vgl. Hunter et al. 2004: 234)

Typ 2 zeigt im Gegensatz zu **Typ 1** ein signifikant geringeres Maß an Selbstvertrauen und Selbstwirksamkeitserwartung. Dies steht im Zusammenhang mit einem erhöhten Risiko aggressiven Verhaltens und einer pessimistischen, misstrauischen Grundhaltung in sozialen Beziehungen. Seine Taten weisen weniger Gewalt auf und die kindlichen Opfer waren zuvor meist bekannt.

7. Sozial-kognitive Lernprozesse sexueller Aggression

Im Weiteren werden die sozial-kognitiven Lernprozesse, nach der Theorie von Bandura, anhand der Studienergebnisse identifiziert um mögliche Entwicklungspfade der Sexualdelinquenz zu erkennen.

Bei zwei, der in Kapitel 6.2.3 (S. 43) aufgeführten Typen jugendlicher Sexualdelinquenten lassen sich Rückschlüsse auf sozial-kognitive Lernprozesse ziehen.

I) Typ 2 nach **Günter/Leutz/Vees** (2010: 346), Typ 2 nach **Shaw et al.** (1999: 18) und Typ 1 nach **Hunter et al.** (2004: 234) lassen sich zusammenfassen: Dieser Typ führt einen aggressiven Lebensstil und ist in seinem Verhalten von einer hohen Gewaltbereitschaft geprägt. Er hat Überzeugungen männlicher Dominanz und legitimierter Gewaltanwendungen internalisiert.

II) Typ 1 nach **Günter/Leutz/Vees** (2010: 346), Typ 4 nach **Shaw et al.** (1999: 18) und Typ 2 nach **Hunter et al.** (2004: 235): Er hat einen erheblichen Mangel an sozialen Kompetenzen und ist nur eingeschränkt fähig freundschaftliche Kontakte zu Gleichaltrigen aufzubauen.

Bei dem Entwurf kindlicher Sexualdelinquenz nach Shaw et al. (1999: 17) lassen sich Mechanismen des Lernens am Modell erkennen:

III) Kindliche Sexualdelinquenz ist häufig eine Reaktion auf eigene Missbrauchserfahrungen und in der Art ihres Auftretens weit entfernt von normalem entwicklungsbedingtem Sexualverhalten.

7.1 Die Entwicklung sexueller Devianz: Das Lernen am Modell

Wie in Kapitel 5.2 (S. 30) erwähnt, lässt sich sexueller Missbrauch mit kindlichen und jugendlichen Tätern wie folgt definieren:

„Missbräuchliche Sexualität unter Kindern folgt entweder dem Modell der Vergewaltigung, oder sexuellen Nötigung durch Zwang, Drohung oder Gewaltanwendung

oder dem Modell der Prostitution, in dem ein Kind ein wesentlich jüngeres Kind durch Geld oder Geschenke dazu bringt, sich sexuell zur Verfügung zu stellen.“ (Vgl. Romer /Schimmelman 2004: 437)

Um solch missbräuchliches Verhalten auszuüben ist eine Kenntnis komplexer aggressiver Verhaltensmuster nötig, sowie Bedingungen, die sie zur Anwendung kommen lassen.

Diese Verhaltensstrategien zur Anwendung sexueller Aggression gleichen denen erwachsener Sexualstraftäter. (Vgl. Romer/Schimmelman 2004: 437)

Grundlage ihres Erlernens ist in einer Vielzahl der Fälle selbsterlebter oder beobachteter *sexueller* Missbrauchs und erlebte, oder beobachtete *physische* Misshandlung.

Ein Großteil derer, die nicht unmittelbar Opfer wurden, wuchs in Familien auf, in denen sie physischer und sexueller Gewalt, promiskuitivem Verhalten und Pornographie ausgesetzt waren. (Vgl. Shaw et al. 1999: 15; Hummel 2008: 237; Kobayashi et al. 1995: 39; Elsner/ Hebebrand/König 2008: 229; Hunter et al. 2004: 439)

Im Sinne des Lernen am Modells ist davon auszugehen, dass beobachtete und unmittelbare Erfahrungen nachhaltig auf das eigene Verhalten wirken.

Die Erfahrung von sexuellem Missbrauch kann zu einer Internalisierung devianter Sexualnormen führen.

Nach der sozial-kognitiven Lerntheorie werden Einstellungen und Verhaltensmuster durch Entwicklungs- und Lernprozesse gebildet. Aus diesen setzt sich u.a. die sexuelle Identität zusammen. So entwickelt sich aus der Beobachtung und Nachahmung von Vorbildern für die Geschlechtsrolle und den direkten Erfahrungen das sexuelle Verhalten und eine subjektiv sexuelle Normativität.

Die Rollenmodelle werden bewertet und durch andere Modelle und eigene Erfahrungen zu einem individuellen Muster sexuellen Verhaltens modifiziert.

Die erste Quelle für diese Modelle liegt in familiären Bezügen. Für Jungen ist hier der Vater oder andere männliche Verwandte für männlichkeitstypisches Verhalten Vorbild, die Mutter für die Aufnahme und Gestaltung sozialer Beziehungen und die Fähigkeit zur Bindung. (Vgl. Kobayashi et al. 1995, S.42)

Um so jünger der Sexualdelinquente bei seiner ersten Missbrauchshandlung ist, desto wahrscheinlicher ist es, dass er selbst Opfer sexuellen Missbrauchs war. (Vgl. Shaw et al.: 15)

In Fällen eines frühen sexuellen Missbrauchs wird der Prozess einer normalen sexuellen Identitäts- und Normenfindung in seinem Fundament gestört. Besonders wenn die Missbrauchserfahrung der erste Kontakt mit interaktiver Sexualität ist, kann die damit verbundene Gewalt zu einem Teil des Normgefüges werden. Häufig können Kinder nicht unterscheiden, ob diese gewaltsamen Handlungen normal sind oder nicht, sie haben in diesem frühen Stadium des Entwicklungsprozesses kein anderes Rollenmodell.

Täter setzen häufig das Erzeugen von Angst als Strategie ein.

Es wird Gewalt angedroht, wenn die Kinder von dem Missbrauch erzählen. (Vgl. Deegener 2009: 91) So sind die Kinder mit der Bewertung ihrer Missbrauchserfahrung allein.

Es entsteht eine Konfusion über die eigene sexuelle Identität in einem frühen Stadium ihrer Entwicklung. (Vgl. Shaw et al.: 15)

Zeigen Kinder nach diesen Erfahrungen sexualisiertes Verhalten, ist es in ihrem Lernkontext vergleichbar jeder anderen Lernform. Die unmittelbare oder beobachtete Erfahrung modelliert ein reproduziertes Verhaltensmuster. Dabei ist Gewalt Teil ihrer devianten Sexualentwicklung.

Wurde der sexuelle Missbrauch in einem Alter von unter 7 erlebt, erhöht sich signifikant die Wahrscheinlichkeit von einem Auftreten massiv sexualisierten Verhaltens.

Die Kinder sind sexuell aktiver und schneller erregt, sie zeigen dem Alter und der Situation unangemessenes sexuelles Verhalten und Sprache. Sie neigen dazu sexuelle Befriedung über den körperlichen Kontakt mit anderen Kindern zu suchen und verhalten sich dabei auch missbräuchlich. Teilweise haben diese Kinder Schwierigkeiten lustbetonte von nicht-sexuell liebevollen Berührungen zu unterscheiden. (Vgl. Shaw et al. 1999: 15)

Die Möglichkeit einverständiger, gleichberechtigter sexuell-spielerischer Erfahrungen mit Gleichaltrigen ist für Kinder, die aggressiv sexualisierte Verhaltenstendenzen zeigen, fast

unmöglich.

Dieses spielerische Entdecken setzt ein Mindestmaß an Fähigkeit zur Empathie und zum Aufbau freundschaftlicher, vertrauensvoller Beziehungen voraus.

Sowohl Typ I), durch ein aggressives sozial entfremdendes Auftreten, als auch Typ II), durch misstrauisches, sozial inkompetentes Verhalten, sind dazu nur bedingt fähig.

Die Schwierigkeit des Umgangs mit einem erfahrenen Missbrauch betrifft also nicht nur die Erfahrung selbst, sondern behindert auch weit darüber hinaus die Entwicklung eines gesunden Verhältnisses zu eigener Sexualität.

Werden vom Vater aggressive und sexuell deviante Verhaltensweisen vorgelebt, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass diese reproduziert werden.

Hierfür spricht der Umstand das physische oder sexuelle Misshandlungen durch die Mutter in keinem Zusammenhang zu späterer Sexualdelinquenz stehen.

Eine Misshandlung durch den Vater jedoch scheint ein direkter Pfad zu kindlicher und adoleszenter Sexualdelinquenz von Jungen zu sein. Die Relevanz des Vaters als Modell devianter sexueller Aggression zeigt sich im Vergleich delinquenter Jugendlicher, die Gewaltdelikte begingen und jenen die sexuelle Gewaltdelikte begingen: Die Jugendlichen, die sexuell aggressiv waren hatten in ihrer Vergangenheit dieselben physischen Misshandlungserfahrungen gemacht, waren jedoch sehr viel häufiger von sexuellem Missbrauch durch den Vater betroffen. (Kobayashi et al. 1995: 42)

Die Wahl des Vaters als Modell wird von Aufmerksamkeitsprozessen gesteuert.

(Vgl. Bandura 1979: 86)

Er ist für Jungen die erste und konstante Quelle eines männlichen Rollenentwurfes.

Besonders in patriarchalischen Familiensystemen und bei aggressiv agierenden Vätern, wird diese Ausrichtung der Rolle als durchsetzungsstark und in der Machthierarchie weit oben angesiedelt wahrgenommen. Durch die enge räumliche und zeitliche Beziehung zum Modell kann das Verhalten, in all seinen Facetten, beobachtet, analysiert und verinnerlicht werden.

Die Orientierung an Modellen hat auch Einfluss auf eigenes Verhalten, wenn beobachtete Verhaltensweisen nicht kongruent imitiert werden.

Durch das Erleben und Beobachten von Gewalthandlungen kann aggressives Verhalten zu

einer allgemeinen Taktik abstrahiert werden. (Vgl. Bandura: 1979: 89)

So wird aggressiv-geprägtes Verhalten in sexuellen Kontexten angewandt.

Bei innerfamiliärem Missbrauch fehlen häufig die negativen Konsequenzen für das sexuell aggressive Verhalten. Dieser Verhaltensstil wird als effektiv und funktional erlernt, ohne Strafen befürchten zu müssen.

Hierbei muss kein selbsterlebter Missbrauch vorliegen, er kann ebenso beobachtet worden sein. Im Sinne der stellvertretenden Verstärkung wird der Täter als wirksam und dominant wahrgenommen, das Opfer als schwach und wehrlos. Durch die häufige Beobachtung aggressiver Verhaltensweisen steigt das Maß an Selbstwirksamkeitserwartung in ähnlich Kontexten den Verhaltensstil nachahmen zu können. Das aggressive Verhalten ist stellvertretend verstärkt. (Vgl. Bandura 1977: 22) Dies bekräftigt die Funktionalität sexueller Aggressionen. Zudem wird der Verhaltensstil, gerade wenn er von Menschen gezeigt wird die als mächtig empfunden werden, als scheinbar sozial angemessen bewertet.

Auch wenn ein innerer Moralkonflikt ausgelöst wird, kann der sexuell aggressive Verhaltensstil bekräftigt werden. Besonders wenn eigene Opfererfahrungen vorliegen ist die ohnmächtige und Schmerz auslösende Seite der Missbrauchshandlung bekannt. Darüber hinaus verstößt der Missbrauch gegen eine gesamtgesellschaftliche und gesetzliche Norm.

So werden sexuelle Zwangshandlungen eigentlich moralisch missbilligt. Wird dem aggressiven, missbräuchlichen Verhaltensstil aber eine hohe Funktionalität zugesprochen und es sind eventuell keine anderen, friedlicheren, Verhaltensmuster erlernt, wird er trotz moralischer Missbilligung angewandt.

Der Konflikt zwischen eigener sexueller Befriedigung und Moralvorstellungen wird zugunsten der eigenen Befriedigung ausgelegt. Dieser belohnende Effekt ist wichtiger als die moralische Integrität.

Der erfahrene oder beobachtete Missbrauch, bzw. das Täterverhalten wird durch Gedächtnisprozesse gespeichert. Es wird Teil eines Verhaltenrepertoires. (Vgl. Bandura 1979: 88)

Männliches Verhalten in sexuellen Kontexten ist hierbei mit Gewalt besetzt. Auch wenn dieser Verhaltensstil nicht sofort reproduziert wird, bleibt er durch inneres Wiederholen im

Gedächtnis präsent. (Vgl. Bandura 1979: 88)

Dies ist besonders für die Entwicklung devianter Sexualfantasien und einer manifesten Verknüpfung von Sexualität mit Gewalt wichtig.

Missbrauchserfahrungen werden gedanklich immer wieder als mögliche Verhaltensweise durchgespielt. Sie sind eine erlernte Verhaltensoption die noch nicht angewandt wurde.

Bei Kindern und Jugendlichen, die Sexualstraftaten begehen, kann von einer aggressiven Selbstregulation ausgegangen werden.

Es lässt sich bei Kindern und Jugendlichen die Sexualstraftaten begehen, von Menschen mit einer aggressiven Selbstregulation ausgehen. (Vgl. Bandura 1977: 24)

Dies bezieht sich auf kognitive Strukturen, die für die Selbstbeurteilung direkter Konsequenzen verantwortlich sind.

Diese intensiv devianten Verhaltensmuster mit einer aggressiven Selbstregulation steigern sich in einem nicht voll bewussten Desensibilisierungsprozess. (Vgl. Bandura 1977: 26)

So können am Anfang weniger intensive Übergriffe stehen, wie ungefragt anfassen etc., die kein hohes Maß an Aggression voraussetzen. Die kognitive Struktur der

Selbstbestrafung gewöhnt sich an dieses deviante Verhalten. Mit kleinen Steigerungen in der Aggressionsintensität steigert sich der Selbsttadel nur gering und nicht genug, um aufgrund negativer Selbstbewertung von dem Verhalten abzusehen. Am Ende löst eine vollzogene Vergewaltigung kaum noch Selbstbestrafung aus.

Mädchen reagieren, im Kontext sexualisierten Verhaltens, anders als Jungen. Sie laufen eher Gefahr eine Opferrolle zu manifestieren und sich Nähe und Zuneigung über sexuelle Handlungen zu suchen.

Jungen leben sexualisiertes Verhalten eher in einem aggressiven Stil aus. (Vgl. Deegener 2009: 113) So werden Jungen die sexuell missbraucht wurde, signifikant häufiger selbst zum Täter als Mädchen (Vgl. Shaw et al.: 14), obwohl Mädchen häufiger von sexuellem Missbrauch betroffen sind (Vgl. Bange 2010: 37). Daraus ergibt sich das Bild eines jungenspezifischen Konfliktes mit erlebten Misshandlungen.

Die Wahrscheinlichkeit, dass Jungen die misshandelt wurden, sexuelle Gewalt ausüben wird maßgeblich von traditionellen Geschlechtsrollenbildern beeinflusst. Jungen und junge Männer die zur Homophobie neigen, an männliche Dominanz und Vergewaltigungsmythen glauben, werden signifikant häufiger selbst zum Täter. (Vgl. Bange 2010: 38)

Sie haben ein negatives Frauenbild und eine geringe Empathiefähigkeit. Hierbei muss nicht unbedingt eine sexuelle Misshandlung vorliegen: Der Anteil derer die physische, nicht-sexuelle Misshandlungen erlitten und Sexualstraftaten, vor dem Hintergrund traditioneller Einstellung den Geschlechtsrollen gegenüber, begingen liegt höher, als derer die sexuell missbraucht wurden. (Vgl. Bange 2010: 37)

Jungenspezifische Konfusion und Unsicherheit über die eigene sexuelle Identität besteht in der Diskrepanz zwischen dem Gefühl der Ohnmacht während des erlebten oder beobachteten Missbrauchs und einem typisch männlichen Rollenbild.

Dies gilt besonders, in einem familiären und sozialen Umfeld in dem ein Männlichkeitstypus herrscht der Härte und die Bereitschaft zur Gewalt beinhaltet.

Die erlebte „Schwäche“ wird zu einem Faktor für ein geringes Empfinden von Selbstwirksamkeit. Ohnmächtig und hilflos zu sein, sich nicht wehren zu können, passt nicht in das Bild eines „echten Mannes“.

Darüber hinaus besteht eine Unsicherheit bezüglich der eigenen sexuellen Neigung, wenn der Missbrauch durch einen männlichen Täter geschah. Es entsteht Scham über erlebte homosexuelle Handlungen und Angst vor eigener Homosexualität, wenn nicht-sexuelle Berührungen durch männliche Personen als angenehm empfunden werden. (Vgl. Deegener 2009: 113)

Der sexuelle Missbrauch fand statt bevor sich überhaupt mit der eigenen sexuellen Neigung beschäftigt werden konnte, oder eine Sicherheit diesbezüglich entwickelt war. Die Verknüpfung von Sexualität und Gewalt kann intensiviert werden, indem die erste Erfahrung von sexueller Erregung während des Missbrauchs gemacht wird.

So konditioniert sich, durch eine stimulus-kontingente Erfahrung, ein Zusammenhang zwischen sexueller Erregung und Gewalt.

Jugendliche Sexualdelinquente sind häufiger und früher expliziten sexuellen Medieninhalten ausgesetzt. Darüber hinaus sind Medien zu einem wichtigen Faktor des Erlernens sexueller Normativität geworden. (Vgl. Shaw et al. 1999: 10)

Es werden mannigfaltige sexuelle Verhaltensstile gezeigt, die Modelle zum Nachahmen bieten, auf die es schwierig wäre ohne gesehene Vorbilder überhaupt zu kommen.

Ist bereits ein devianter Entwicklungsprozess sexueller Aggression entstanden, wird er um weitere aggressive Verhaltensstile bereichert.

Ebenso können bereits erlernte sexuell-aggressive Verhaltensmuster enthemmt werden.

Ein Junge, der in einem Umfeld aufwuchs, das sexuell deviantes und aggressives Verhalten fördert und so bereits eben solche Muster verinnerlicht hat, kann sich bei den vorgeführten Rollenmodellen durch Pornographie in seiner Normensicht bestätigt fühlen.

Diese ist besonders bei harter Pornographie verschoben. Sie suggeriert ein Bild der stets verfügbaren Frau, die sich dem Mann unterwirft. Männer können sich Frauen zu ihrer Befriedigung einfach nehmen. Es findet eine „Entmenschlichung“ der Frau statt die, ohne als Individuum dargestellt zu werden, Mittel zum Zweck männlicher Befriedigung ist.

(Vgl. Zimbardo/Gerrig 2003: 343) Ihr Einverständnis ist irrelevant. Es wird ein Mythos legitimer Vergewaltigung unterstützt. Sexualität wird mit männlicher Dominanz und Aggression verbunden, sie ist von Zwang geprägt.

So werden aggressive Verhaltensweisen in einem sexuellen Kontext zu einem funktionalen Mittel eigener Befriedigung.

Werden diese expliziten Inhalte häufiger gesehen, entwickelt sich ein Gewöhnen an Gewalt. Ihre Anwendung wird als normal bewertet.

Verhalten wird von einem bestimmten Realitätsbild beeinflusst. Pornographie kann ein Bild jenseits der Wirklichkeit imaginieren.

Wie beschrieben sind Frauen untergeordnet, das männliche Ausleben von Sexualität steht im Vordergrund. Dieses kann gegebenenfalls auch mit Gewalt geschehen. Eine hohe Frequenz von sexuellen Kontakten ist etwas besonders männliches.

Wenn aus Unerfahrenheit oder häuslicher Tabuisierung ein normales Sexualverhalten unbekannt ist, kann dies als Realität wahrgenommen werden. Derselbe Effekt geschieht, wenn das familiäre oder das soziale Umfeld ein sexualisiertes Verhalten unterstützt oder selbst so agiert. Die eigene Realität wird von der Pornographie bestätigt.

Pornographie ist durch das Internet ständig verfügbar. Mussten früher noch Anstrengungen zur Beschaffung unternommen werden, um die Altersfreigabe zu umgehen, ist der Weg zu pornographischem Material nun unkontrolliert und direkt.

Kindliche Sexualdelinquenz lässt sich, im Bereich sozial-kognitiver Lerntheorie, mit dem Lernen am Modell erklären. Erlebtes wird im Verhalten reproduziert. Die aggressiven Rollenmodelle dominieren das kindliche Lernen eigenen Verhaltens.

Das Lernen am Modell bildet ein erstes Fundament sexueller Devianz. Hier ähneln sich die möglichen Entwicklungspfade der zwei Typen sexualdelinquenten Jugendlicher. Im

weiteren Prozess gehen die Reaktionen auf die Lernerfahrung auseinander.

7.2 Merkmale des Typ I

Fallbeispiel: Von der Jugendgerichtshilfe wurde im Verfahren ein 15-jähriger betreut, der mit seinem Freund zwei gleichaltrige Mädchen vergewaltigte. Er war vorher schon durch nicht-sexuelle Gewaltdelikte auffällig gewesen.

Sie lernten die Mädchen in einem Chat kennen und verabredeten sich in der Wohnung des einen Jungen mit ihnen.

Dort kam es zu, zunächst einverständigen, Körperkontakten, als das Mädchen nicht „mehr“ wollte und sich wehrte, hielt er sie mit Gewalt fest und vergewaltigte sie.

Er war im Prozess geständig, aber verstand nicht, was er falsch gemacht haben sollte.

Er vertrat glaubhaft die Meinung, dass das Mädchen doch „dazu da wäre“ und wenn sie zu der Verabredung käme wisse sie doch was passiert. Darüber hinaus hätte sie ihn „heiß gemacht“ und schulde ihm dann auch die Befriedigung.

Diesem Typ lässt sich eher eine überhöhte Selbstwirksamkeitserwartung in aggressiven Verhaltenskontexten zuschreiben. Er führt einen generell deviant-aggressiven Lebensstil.

Das Durchsetzen eigener Bedürfnisse in sozialen Kontakten ist prinzipiell gewaltgeprägt. Aggressionen sind als Konfliktlösungsmuster bevorzugt oder zumindest *ungehemmt* (Vgl. Bandura 1979: 85) und mit persönlichen und beobachteten Erfolgskonsequenzen verbunden. Der Erfolg, die sexuelle Befriedigung (*Konsequenzerwartung*) durch gewalttätiges Verhalten (*Kompetenzerwartung*), wird antizipiert.

Der Mensch sucht sich soziale Kontakte, denen er sich gewachsen fühlt. (Vgl. Bandura 1994: 75) Wurden durch Sozialisationsbedingungen aggressive Verhaltensstile unterstützt, ist ein soziales Umfeld besonders attraktiv in dem eine hohe Gewaltbereitschaft als kompetent und positiv bewertet wird.

Dieser junge Mann hat eine deviante Sexualnorm, gepaart mit einem hohen Glauben an die eigene Wirksamkeit durch Gewaltbereitschaft.

Dabei ist der Faktor der Gewalt nicht Voraussetzung für sexuelle Handlungen, er stellt

keinen Lustgewinn dar, wird aber angewandt, wenn eine einverständige Handlung nicht möglich ist. (Vgl. Reemtsma 2009: 113)

Die Anwesenheit seines Freundes während der Tat lässt darauf schließen, das er sich in einem sozialen System devianter Normen bewegt. Wäre er sich der Ablehnung dieser Tat durch den Freund bewusst, hätte dies als negative Konsequenz eventuell die Anwendung eines missbräuchlichen Verhaltensstils gehemmt. Im Vergleich zu erwachsenen Sexualstraftätern begehen Jugendliche ihre Sexualdelikte häufiger gemeinschaftlich. (Vgl. Dahle 2008: 214)

Positiv attribuiertes aggressives Auftreten in Subkulturen kann unterstützend auf sexuell aggressive Handlungen wirken.

Jugendliche sind hierbei besonders empfänglich für das internalisieren devianter, aggressiver Verhaltensstrukturen, durch erwachsene oder gleichaltrige Rollenmodelle. Ein Umfeld das von einem aggressiven Männlichkeitsbild dominiert wird, vermittelt das Misstrauen in andere Menschen und die Schnelligkeit mit Gewalt auf Zwang zu reagieren überlebenswichtig sind. Sie schützen vor „Rivalitätskämpfen“ mit anderen Männern und versprechen einen hohen Status. (Vgl. Hunter 2004: 239)

Die Ablehnung einer Frau auf Annäherungsversuche wird als Angriff auf die eigene männliche Reputation gewertet und mit Gewalt erwidert.

Das eigene Selbstbewusstsein kann, in diesen sozialen Lernkontexten, nur durch physische Aggression wiederhergestellt werden. (Vgl. Bandura 1977: 16)

Menschen, die allgemein zu einem aggressiven Verhalten neigen, attribuieren das Verhalten anderer schneller als ablehnend. Sie sind Aversion gewohnt und reagieren ihrerseits darauf mit Aggression. (Vgl. Bandura 1979: 22)

Wenn Menschen ihre sozialen Kontakte nach dem Maß an Selbstwirksamkeitserwartung in sozialen Gruppen selektieren, lässt sich annehmen dass dies auch bei sexuellen Kontakten geschieht. Die Sexualpartnerin wird nach der Wahrscheinlichkeit wirksam zu sein ausgesucht. Liegt dieser Wirksamkeit ein aggressives Selbstbild zugrunde werden Frauen und Mädchen gewählt von denen angenommen wird, dass sie eben jene Aggression erwarten, bzw. sich freiwillig in eine untergeordnete Rolle begeben.

Dies kann aus einer früheren Viktimisierung resultieren. Wie erwähnt (Kap. 7.1: 46) neigen Mädchen im Falle einer, auf einen Missbrauch folgenden, devianten

Sexualentwicklung eher zu einem manifestieren der Opferrolle. Sie haben gelernt sexuelle Zwangshandlungen als Zuneigung zu bewerten.

Die Erfahrung „freiwilliger Unterwerfung“ verstärkt die Wirksamkeit aggressiven Verhaltens und die Überzeugung männlicher Dominanz, nach dem Prinzip des triadischen reziproken Determinismus (Kap. 3.1: 7): Der Jugendliche hat die Wertigkeit aggressiven Verhaltens und ein männlich dominiertes Sexualverhalten erlernt, er antizipiert eine devote Haltung der Sexualpartnerin, und verhält sich so auf eine aggressiv-dominante Art und Weise, die Sexualpartnerin wehrt sich nicht gegen dieses Verhalten, seine Erwartung ist bestätigt.

Konflikthaft wird es erst, wenn die gewünschte Sexualpartnerin ihre Rolle nicht freiwillig akzeptiert.

In einem Umfeld aggressiver Männlichkeit, können Gefühle der Angst und der Hilflosigkeit, die mit unmittelbaren oder beobachteten Missbrauchserfahrungen verbunden sind, nicht ausagiert werden. Sie entsprechen nicht der Verhaltensnorm und stehen der eigenen Überzeugung diametral gegenüber.

Das Äußern von Schwäche wäre in diesem aggressiven Selbstbild ein Grund für die Antizipation von Selbstbestrafung und negativer äusserer Reaktionen. Um dies zu vermeiden findet eine Ummantelung des Erlebten in aggressivem Verhalten statt. Die Überzeugung männlicher Dominanz wird in einem Verhaltensstil ausgelebt, der Macht mit Gewalt gleichsetzt um so mit der erlebten Ohnmacht umgehen zu können.

Die Rückfallraten mit einschlägigen Delikten liegen für jugendliche Sexualstraftäter bei ca. 20%, die erneute Delinquenz durch andere Gewaltdelikte wesentlich höher. (Vgl. Dahle et al. 2008: 214)

Es lässt sich eine Verbindung zwischen allgemeiner nicht-sexueller Gewaltbereitschaft und Sexualdelinquenz herstellen.

Aggressives Verhalten ist ein komplexes Muster aus verschiedenen Verhaltensstilen, die in einer reziproken Verbindung zu einander stehen. Wird ein Stil verstärkt, kann dies enthemmend auf die übrigen wirken. (Vgl. Bandura 1977: 21)

Aus vorangegangenen verübten Gewaltdelikte, lässt sich ableiten, dass der junge Mann mehrere Stile aggressiven Verhaltens verinnerlicht hat. Die Hemmschwelle diese

anzuwenden scheint überschritten zu sein. Subjektiv gesehen, ist Gewalt für ihn eine funktionale Lösung mit positiven Effekten.

Sexualdelinquente Handlungen sind im Vergleich zu anderen schweren Gewaltdelikten relativ selten. In der PKS 2009 wurden 6.273 Fälle von sexueller Nötigung und Vergewaltigung erfasst, im Vergleich zu 167.860 Fällen von gefährlicher und schwerer Körperverletzung.

Bei den Fällen von sexueller Nötigung und Vergewaltigung waren 1.503 Tatverdächtige unter 21 Jahren, bei der gefährlichen und schweren Körperverletzung waren es 70.776. Trotz eines relativ hohen Dunkelfelds im Bereich sexueller Gewaltdelikte, wird dieses wahrscheinlich nicht die große Diskrepanz zwischen den Deliktformen erklären können. Bandura geht davon aus, dass aggressives Verhalten zu einem manifesten Muster werden kann, wenn es nur zeitweilig auftritt. Die Möglichkeit jedweder Form von Strafe erhöht sich mit der Häufigkeit der Anwendung. Trifft ein Verhalten auf häufige negative Konsequenzen kann es als dysfunktional bewertet und abgelegt werden. (Vgl. Bandura 1977: 21)

Wären also Formen sexueller Gewalt ein alltäglich auftretendes Verhaltensmuster der Jugendlichen, würden negative Konsequenzen wahrscheinlich schneller und öfter eintreten. Die verhältnismäßig wenig erfassten Straftaten, auch wenn sie mit Sicherheit nicht die exakte Realität abbilden, belegen ein zeitweilig auftretendes delinquentes Verhalten. Der junge Mann in dem Beispiel war zuvor nur durch andere Gewaltdelikte aufgefallen, wäre die sexuelle Delinquenz ein häufig auftretender Stil seines aggressiven Verhaltensmusters ist die Wahrscheinlichkeit hoch das einschlägige Delikte schon vorher erfasst worden wären.

Andererseits ist es möglich, dass er zuvor Sexualdelikte beging, diese jedoch nicht angezeigt wurden oder, wie oben beschrieben, das Opfer in eine aggressivgeprägte sexuelle Handlung „einwilligte“, bzw. sich nicht wehrte.

Typ I) zeigt eine aggressive Selbstregulation:

Gewalt ist in einem kognitiv gespeicherten Code mit Stolz verknüpft. (Vgl. Bandura 1977: 24)

Sexuelle Handlungen mit Gewaltanwendung verursachen wenig selbstverurteilende Reaktionen, sie zeugen eher von Männlichkeit und Durchsetzungsfähigkeit.

Es lassen sich besonders zwei *Neutralisierungstechniken* denken, die eine Selbstbestrafung verhindern:

(2) Die Verneinung des Unrechts:

Unmoralisches und aus Antizipation einer Selbstbestrafung zensierbares Verhalten wird durch seinen Lernkontext legitimiert. (Vgl. Lamnek 2007: 218)

In seinem Erfahrungshorizont ist sexuelle Gewalt nicht per se unmoralisch. Er mag sich darüber bewusst sein, dass sexuelle Gewalt eine gesellschaftliche Norm verletzt, bewertet dies aber nach seiner eigenen devianten Norm als legitim.

(3) Die Ablehnung des Opfers

In dem Beispiel rechtfertigt sich der junge Mann, dass das Opfer seine Tat provoziert hätte. Sie ist gekommen und hätte vorher wissen müssen, dass so etwas passiert, ihr Erscheinen wird mit einer Zustimmung gleichgesetzt.

Durch eine negative Stigmatisierung des Opfers kann der Täter sein eigenes Handeln als legitim werten. (Vgl. Lamnek 2007: 218)

Eine Ablehnung der Verantwortung wäre ebenso denkbar (Vgl. Lamnek 2007: 217):

Er könnte angeben, dass sein Freund die ganze Verabredung und ihren Verlauf bestimmt hat. Er selbst hat nur mitgemacht und stand unter dem schädlichen Einfluss seines Freundes.

Das Mädchen lehnte ihn ab als sie nicht in sexuelle Handlungen einwilligte. In seinem aversiven und gewaltgeprägten Erfahrungs- und Lernkontext war dies zu erwarten. Er hat ein aggressives Reaktionsmuster auf Ablehnung verinnerlicht. Zudem bewegt er sich in einem Umfeld devianter Normen, in dem Männlichkeit mit Gewaltbereitschaft zusammenhängt. Durch ihre Ablehnung wird seine männliche Dominanz in Frage gestellt, dieser empfundenen Provokation begegnet er mit Gewalt. In der Vergangenheit ist er bereits mit Gewaltdelikten aufgefallen. Der Wert der Gewaltanwendung scheint für ihn so hoch zu sein, dass auch Strafen dem nicht entgegenwirken können. (Vgl. Bandura 1977: 22)

7.3 Merkmale des Typ II

Eine eher niedrige Selbstwirksamkeitserwartung lässt sich dem Typ II mit mangelnden sozialen Kompetenzen zuschreiben. Dieser Typ hat prinzipiell Defizite im Umgang mit Gleichaltrigen, es fällt ihm schwer freundschaftliche Beziehungen aufzubauen und zu führen, er fühlt sich Gleichaltrigen nicht gewachsen. Durch affektive psychologische Prozesse werden Szenarien des Scheiterns gedanklich durchgespielt. (Vgl. Bandura 1994: 74)

Dies zeugt von einem geringen Glauben an die eigene Wirksamkeit und einem damit verbundenen schwachen Selbstbewusstsein.

Er weiß, wie soziale Beziehungen aufzubauen sind (*Konsequenzerwartung*), fühlt sich jedoch nicht im Stande diese Verhaltensweisen durchzuführen (*Kompetenzerwartung*).

Kinder mit selbsterlebten Missbrauchserfahrungen haben häufig Schwierigkeiten mit sozialen Kontakten. Sie sind misstrauisch und erwarten Ablehnung. (Vgl. Deegener 2009: 97)

Fand der Missbrauch in einem familiären Umfeld statt, machten sie die Erfahrung machen gerade von denen verletzt zu werden, von denen sie sich eigentlich Nähe und liebevolle Zuneigung wünschen. (Vgl. Bandura 1977: 15)

Diese Erfahrung kann eine grundsätzliche Skepsis in die Absichten anderer Menschen verursachen. Es fehlen im familiären Umfeld Rollenmodelle positiver, fürsorglicher, liebevoller Beziehungen.

Die Bewertung von Verhaltensweisen anderer geschieht vor einem individuellen Erfahrungshorizont. Wurden im Laufe der Sozialisation konstant Erfahrungen mit aversiv agierenden nahestehenden Personen gemacht, kann sich diese Antizipation der Ablehnung auch auf andere soziale Kontexte übertragen. Durch seine Erfahrungen attribuiert er das Verhalten Anderer schneller als ablehnend. (Vgl. Bandura 1979: 22)

Von dieser Kontaktstörung ist auch die sexuelle Entwicklung betroffen. Freundschaftliche Beziehungen, in denen ein kindliches sexuelles Experimentierverhalten einverständlich möglich ist, können nicht hergestellt werden.

Es kann durchaus das Wissen und der Wunsch der Handlungsmöglichkeit eines einverständigen sexuellen Kontaktes vorhanden sein, nur ist die Erwartung, diese zu organisieren und ausführen zu können, nicht gegeben.

Nach der Definition *physischer Gewalt* Imbuschs, ist gewalttätiges Verhalten immer eine Möglichkeit sozialen Handelns. Die Möglichkeit ergibt sich weniger aus einer spezifischen Situation, sondern aus der Verletzlichkeit des menschlichen Körpers. (Vgl. Imbusch 2002: 38)

So sind Handlungsweisen, die diese Schwäche des menschlichen Körpers ausnutzen erlernt, sie werden als persönlich durchführbar und funktional eingeschätzt. Durch die eigene, mit Gewalt verbundene Sozialisation, wurden aggressive Verhaltensweisen und ihre Konsequenzen, genau und oft beobachtet und dabei immer wieder modifiziert, es entsteht ein Gefühl hoher Selbstwirksamkeit in aggressiven Handlungsweisen.

Aggressionen treten mangels alternativer Handlungsmöglichkeiten auf, in denen das Maß an Selbstwirksamkeitserwartung ebenso hoch ist.

Soziale Kompetenz entwickelt sich durch Reaktionserfahrungen. (Vgl. Bandura 1979: 137) Selbsterzeugte Konsequenzen auf eigenes Verhalten geben Sicherheit in sozialen Situationen, da Reaktionen antizipiert werden können. (Vgl. Bandura 1994: 79)

Die Entwicklung sozialer Kompetenz ist hier früh gestört, es wurden konstant Erfahrungen der Ablehnung gemacht. Um andere Verhaltensweisen zu erlernen, bedürfte es positiver zugeneigter Beziehungen zu anderen Menschen. Diese Beziehungen können jedoch nicht aufgebaut werden, die nötigen Verhaltensweisen hierzu sind nicht ausreichend erlernt oder werden von der Antizipation der Ablehnung gehemmt.

In *Motivationsprozessen* (Vgl. Schwarzer/Jerusalem 2002: 37) werden

Handlungsintentionen entwickelt und Ziele für eigenes Handeln gesetzt.

Das eigentliche Ziel sind einverständige gleichberechtigte Sexualkontakte zu

Gleichaltrigen. Wie in Kap. 3.3 (S.11) erwähnt kann durch kognitive Prozesse ein Szenario des Scheiterns die Gedanken dominieren. Hier ist das Maß an

Selbstwirksamkeitserwartung so gering, dass eben jener negative Gedankenkreislauf

einsetzt. Zudem kann bereits die Erfahrung des Scheiterns vorliegen. Bei einer niedrigen

Selbstwirksamkeitserwartung wird dies, in den kausalen Zusammenhang eigener

Inkompetenz gesetzt. Durch diese psychologischen Prozesse erscheint ein normgerechtes sexuelles Verhalten als unmöglich.

Die Ziele werden gemindert um subjektiv erreichbar zu sein.

Opfer der sexuellen Missbrauchshandlungen sind meist jüngere Kinder. Die eigene Wirksamkeit wird bei diesen als höher antizipiert. Dies geschieht nicht aus einer pädophilen Neigung sondern als eine Art „Ersatzhandlung“, da der Aufbau einer einverständigen, sexuellen Beziehung zu Gleichaltrigen als nicht gangbar empfunden wird. Für den eigentlichen Wunsch nach sexuellen Kontakten mit Gleichaltrigen, stellt der Missbrauch von Jüngeren somit eine alternative Möglichkeit der Befriedigung dar.

Die Selbstwirksamkeitserwartung ist höher, weil

- Kinder in ihrer Entwicklung unterlegen sind. Sie sind leichter zu überzeugen, durch Drohungen zu beeindrucken und sind in ihrer sexuellen Entwicklung eventuell auf einem Stand auf dem sie noch nicht trennscharf zwischen Normalität und Devianz differenzieren können.
- der Anwendung von gewalttätigem Verhalten ein höheres Maß an persönlicher Kompetenz zugeschrieben wird. Dieser Verhaltensstil ist facettenreich erlernt. Zudem sind jüngere Kinder in der Regel körperlich unterlegen, die Gewaltanwendung ist so mit hoher Sicherheit ein Weg zum Durchsetzen eigener Bedürfnisse.

Zudem können stimulus-kontingente Erfahrungen zu einem devianten Sexualverhalten führen.

Mitunter kommt es zu Erektionen seitens des Opfers während des sexuellen Missbrauchs. Hier wird Sexualität mit Gewalt verknüpft. Dieses Erleben kann zu einer Masturbationsfantasie werden. (Vgl. Bange 2010: 39)

Durch die oben beschriebene Störung der Kontaktaufnahme zu Gleichaltrigen, können keine positiven einverständigen Sexualhandlungen stattfinden, die einen Weg in die normale Sexualentwicklung bieten würden. Die Fantasien bleiben Missbrauchsfantasien. Kommt es bei der Masturbation zum Orgasmus ist dieser als Belohnung Grund für die

Verstärkung devianter Sexualfantasien. Sexuelle Erregung konditioniert sich an Gewalt.
(Vgl. Bange 2010: 39)

Hierbei findet ein Desensibilisierungsprozess statt, der durch das innere Wiederholen gewalttätigen Verhaltens und der Belohnung des Orgasmus unterstützt wird, bis sexuelle Aggression als etwas normales bewertet werden kann.

Dieser Rückzug auf deviante Sexualfantasien ist ebenso wie der verübte Kindesmissbrauch eine Ersatzhandlung für eigene Unfähigkeit positive Sexualkontakte mit Gleichaltrigen zu erleben.

8. Methoden der Intervention: Das Konzept der ambulanten Rückfallprophylaxe von Wendepunkt e.V. aus Sicht der sozial-kognitiv Lerntheorie

Folgend wird das Konzept der ambulanten Rückfallprophylaxe (ARP) des freien Trägers Wendepunkt e.V. vorgestellt. Dieses findet im Rahmen des „Hamburger Modellprojekts für sexuell auffällige Minderjährige“ statt. Dieses Projekt beinhaltet eine vernetzte, interdisziplinäre, umfassende Hilfe für polizeilich erfasste sexuell auffällige Kinder und Jugendliche. Die Behandlungsstufen der ARP werden teils beispielhaft auf den Typ I) (s. Kap. 7.2: 54) bezogen, um die mögliche Anregung von Lernprozessen zu verdeutlichen. Bewilligt von der Hamburger Bürgerschaft im September 2007, stellt das „Hamburger Modellprojekt für sexuell auffällige Minderjährige“ eine Kooperation zwischen dem Familieninterventionsteam (FIT) des Jugendamtes, dem Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie des Universitätsklinikums Eppendorf (UKE) und dem freien Träger Wendepunkt e.V. dar.

Die Polizei meldet seit der Bewilligung alle Kinder und Jugendlichen unter 18 Jahren, die wegen Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung erfasst werden, an das FIT. Das FIT ist in diesen Fällen für das Case Management zuständig. (Vgl. Spehr/Driemeyer/Briken 2010: 292)

Das UKE führt eine wissenschaftliche Begleitevaluation durch und erstellt mittels Testverfahren Risikoeinschätzungen, sowie Persönlichkeitsprofile die u.a. psychopathologische, biographische und sozioökonomische Faktoren erläutern.

Bei erkanntem Handlungsbedarf wird der Fall zur Beratung und Therapie an Wendepunkt e.V. übermittelt. (Vgl. Spehr/Driemeyer/Briken 2010: 293)

Im Rahmen des Modellprojekts hat der freie Träger Wendepunkt e.V. drei Aufgabenbereiche: Intervention, Vernetzung und Fortbildung. Näher beschrieben wird in diesem Kapitel die Aufgabe der Intervention.

Grundlage der Arbeit ist eine wertschätzende Haltung der Mitarbeiter den Jugendlichen gegenüber, bei gleichzeitiger, deutlicher Ablehnung der Tat.

Die Jugendlichen müssen bereit sein über ihre Taten zu sprechen. Da dies nicht der Normalfall ist, wird ein *direktiver Rahmen* geschaffen. Dieser soll durch Kooperation mit Eltern, Justiz und Jugendamt eine *extrinsische Motivation* zur Mitarbeit schaffen.

Um eine langfristige therapeutische Arbeit zu gewährleisten, muss aus dieser *extrinsischen*

Motivation eine intrinsische werden. (Vgl. Priebe 2010: 232)

Die Diagnose wird wie oben beschrieben durch das UKE erstellt, unterstützt wird diese durch eine Eingangsdiagnostik, durchgeführt vom FIT. Verwendet wird hierfür BARO ein „(...) halbstrukturiertes Interview zur Erfassung von psychischen Störungen oder Auffälligkeiten.“ (Priebe 2010: 233) Anhand der Ergebnisse wird ein Behandlungsplan erarbeitet.

Die, möglichst zeitnah zur Tat begonnene, Intervention folgt Leitlinien. Diese beinhalten das Ernstnehmen des Opfers, das Vermeiden einer Stigmatisierung des Täters und wenden sich gegen eine Bagatellisierung der Tat und eine Skandalisierung der Tat.

Begleitend sind niedrigschwellige Angebote für Täter und Programme für spezifische Auffälligkeiten. (Vgl. Priebe 2010: 235)

Hauptsächlich wird mit dem Konzept der Ambulanten Rückfallprophylaxe (ARP) gearbeitet, auf das folgend näher eingegangen wird. Darüber hinaus gibt es niedrigschwellige Angebote für sexuell aggressive Kinder und Jugendliche und die Zusammenarbeit mit stationären Einrichtungen.

Die ARP ist teilstrukturiert, findet in dem meisten Fällen in der Gruppe statt und hat seine theoretische Grundlage in der kognitiven Verhaltenstherapie. (Vgl. Kohlschmitt/Priebe 2010: 46) An den Stellen, an denen ein sozial-kognitiver Lernprozess angeregt werden soll, wird er als solcher benannt.

Die ARP umfasst neun Stufen:

1. Stufe: Eingangssouting: Klares Benennen der Tat vor der Gruppe

Der Teilnehmer begründet, warum er in der Gruppe ist und formuliert seine erwünschten Lernziele.

Hier wird die Grundlage einer weiteren Zusammenarbeit gelegt und verdeutlicht, dass ein offener Umgang mit der Tat Voraussetzung ist. (Vgl. Kohlschmitt/Priebe 2010: 46)

Im Beispiel des Typ I) zeigt der Täter keine Schuldeinsicht. Er sieht sich zu Unrecht im Prozess befindlich, da er gegen keine seiner intrinsischen Normen verstossen hat. Er wendet besonders die Neutralisierungstechnik der *Ablehnung des Opfers* an: Er ist

unschuldig, da das Mädchen ihn bewusst erregt hat und sie ihm dadurch Befriedigung schulde.

Die Benennung der Tat, kann ein Schritt zur Einsicht sein. Ohne das daraus eine sofortige Einstellungsänderung resultiert, findet ein erster Abgleich intrinsischer Normen, mit gesellschaftlichen statt.

Die Benennung von Lernzielen reflektiert eigenes Verhalten: Wo lagen in der Vergangenheit Defizite? Wie sind diese zu ändern?

2. Stufe: Aufdecken der Folgen für den Täter

Die Konsequenzen der Tat werden zusammengetragen. Hierbei werden die negativen Folgen, sowohl im privaten als auch in einem rechtlichen Rahmen, dem positiven Anteil der Tat gegenübergestellt. (Vgl. Kohlschmitt/Priebe: 47)

Zum Zeitpunkt der Tat überwog für den Täter die Funktionalität des sexuell aggressiven Verhaltens. Wie in Kap. 3 (S.8) und 7 (S. 49) näher erläutert, wendet der Mensch Verhaltensweisen an, die für ihn positive Konsequenzen, bei gleichzeitiger Erlangung des Ziels versprechen.

Das Ziel war in dem Beispiel, die sexuelle Befriedigung. Gewalt hatte eine Funktionalität, eine Befriedigung wäre anders vermutlich nicht zu erreichen gewesen.

Darüber hinaus setzen im Falle dieses Täters keine kognitiven Mechanismen der Selbstbestrafung bei Gewaltanwendung ein, die die Funktionalität eingeschränkt hätten.

Die folgenden negativen Konsequenzen wurden nicht antizipiert oder waren zum Tatzeitpunkt nicht stärker als die hochbewertete Funktionalität.

Der Täter stellt keinen kausalen Zusammenhang zwischen der Tat und der Strafe her. Diese Kausalität kann durch eine Gegenüberstellung der positiven und negativen Effekte des Verhaltens verdeutlicht werden.

In seinem Falle bestanden die rechtlichen Konsequenzen aus Untersuchungshaft und späterer Verurteilung zur Jugendstrafe (§ 17, JGG).

Diese negativen Konsequenzen müssen dem Gewinn durch aggressives Verhalten überwiegen.

3. Stufe: Detailliertes Aufdecken der Tat - Deliktszenario

Der Teilnehmer berichtet eingehend und rekonstruierend den Ablauf der Tat. Dabei konfrontieren die Gruppenleiter ihn mit eventuell ergänzenden Details, die anderen Teilnehmer fragen gezielt nach. (Vgl. Kohlschmitt/Priebe: 47)

Diese Stufe bedeutet ein tieferes Eingehen auf die individuellen Mechanismen der Neutralisierung und die Notwendigkeit für die Übernahme der Verantwortung eigenen Verhaltens. Durch den aktiven Anteil der anderen Teilnehmer, kann eine Konfrontation mit der Ablehnung der Tat durch Gleichaltrige mit ähnlichen Erfahrungen geschaffen werden. Berichtet der Täter in dem Beispiel, detailgenau wie sie die Mädchen in der Wohnung getroffen haben, wie es zu der Vergewaltigung kam, muss er sich selbst in der Tatsituation reflektieren. Die *Verneinung des Unrechts* und ein *Ablehnen des Opfers* werden vor diesem Hintergrund beleuchtet und argumentativ wertlos. Er ist es, der gehandelt hat und Verantwortung übernehmen muss.

Besonders die Ablehnung der Tat durch Gleichaltrige ist in seinem Lernkontext relevant, er bewegt sich in einem System devianter Normen in dem seine Gewaltbereitschaft positiv bewertet wird. Um eine Änderung des Normsystems zu bewirken, muss er die Belohnung durch Akzeptanz von Gleichaltrigen antizipieren können. Sie schaffen *soziale Anreize* (Vgl. Bandura 1979: 85) für einen gewaltlosen Verhaltensstil. So kann ein nichtaggressiver Verhaltensstil als funktional bewertet werden.

4. Stufe: Analyse der Missbrauchskette

Hier findet eine Rekonstruktion innerer Rechtfertigungen, Motivationen und Gefühle statt, die zu der Tat geführt haben. Es soll verdeutlicht werden, dass der Teilnehmer nicht „schicksalhaft“ (Kohlschmitt/Priebe: 47) ein Sexualdelikt beging, sondern vorher Möglichkeiten der Entscheidungen hatte. Ausgegangen wird davon, dass ein Großteil der Teilnehmer im Laufe der Sozialisation nur unzureichend gelernt hat Zugang zu den eigenen Gefühlen zu bekommen. (Vgl. Kohlschmitt/Priebe: 47)

In dieser Stufe können deviante Lernprozesse identifiziert werden. Der Täter hat ein bevorzugt aggressiv-geprägtes Konfliktlösungsmuster. Aus seinem Lernkontext und den damit verbundenen kognitiven Strukturen, sind aggressive Verhaltensweisen legitim. Um

eine Einsicht in das Fehlverhalten herzustellen, müssen diese Mechanismen transparent gemacht werden, besonders das Identifizieren von erlernten Auslösemechanismen und Risikofaktoren gewalttätigen Verhaltens. Das durch Sozialisationsbedingungen und Peer-group unterstützte System devianter Normen hat den Täter beeinflusst den Missbrauch zu begehen. Hierbei hatte er jedoch jederzeit die Möglichkeit sich gesellschaftlich normgerecht zu verhalten.

Diese Einsicht, kann zu einem Ansatzpunkt einer Einstellungsänderung führen.

Mit einem Zugang zu der eigenen Gefühls- und Verhaltensstruktur kann Verantwortung für die Tat übernommen werden.

Ist ein Gefühl der Verantwortung hergestellt, kann dies Selbstbestrafung auslösen und eine negative Konsequenz darstellen. Konträr zu diesem negativen Gefühl, kann das positive Gefühl einer neuen Form der Selbstwirksamkeit erfahren werden: Der Täter hatte und hat, eine breite Palette von Handlungsmöglichkeiten in sozialen Situationen.

5. Stufe: (Opfer)Empathie

In dieser Stufe wird die Empathiefähigkeit trainiert: Es beginnt mit dem Einfühlen in andere Teilnehmer, dem folgt ein Nachempfinden von Opfern sexueller Gewalt im Allgemeinen und endet mit der Herstellung von Empathie für das spezielle Opfer. Ziel ist das Erkennen des Zusammenhangs der Tat und den Folgen die dies für das Opfer hat. (Vgl. Kohlschmitt/Priebe: 47)

Menschen mit einem generell aggressivgeprägten Lebensstil haben häufig Schwierigkeiten eine Kausalität zwischen eigenem Handeln und Schmerz seitens des Opfers herzustellen. Wird diese Fähigkeit trainiert mindert es die positive Funktion von aggressivem Verhalten und erhöht die Selbstbestrafung. Das Steigern der angewandten Gewaltintensität wird durch einen *Desensibilisierungsprozess* (Vgl. Bandura 1977: S.26) unterstützt, an dessen Ende eine Vergewaltigung kaum noch Selbstbestrafung auslöst. Wird der Mechanismus der Selbstbestrafung ausgelöst, kann er durch Rechtfertigungen neutralisiert werden. (Vgl. Bandura 1977: 16)

Im Prinzip muss dieser Prozess schrittweise rückgängig gemacht werden. Diese Sensibilisierung geschieht u.a. durch entstehende Opferempathie. Dies baut auf den vorangegangenen Stufen auf, in denen die Sensibilisierung des Täters für seine Tat und

seine intrinsischen Motivationen und Gefühle stattfindet.

6. Stufe: Auseinandersetzen mit Geschlechterrollen und Sexualität, Aufklärung von Verzerrungen, kulturelle Verschiedenheiten.

Grundlegend wird hier von kognitiven Verzerrungen seitens der Teilnehmer ausgegangen: Sexualität wird im Kontext von Pornographie in den neuen Medien bewertet. Es existiert eine hohe Diskrepanz zwischen den eigenen realen Erfahrungen und den Bildern der Pornographie. Ziel ist es eine individuelle, sozial verträgliche Form von Sexualität und Beziehungsfähigkeit zu finden. (Vgl. Kohlschmitt/Priebe: 48)

Pornographie kann die Normalität von hochfrequenter und gewalttätiger Sexualität suggerieren. Sind bereits ähnliche Verhaltensstile erlernt, können diese von der symbolischen Übermittlung aggressiven Verhaltens ausgelöst werden. (Vgl. Bandura 1977: 15)

Das verschobene Abbild der Realität wird deviante Einstellungen zu männlicher Dominanz und Sexualität unterstützen. Durch die thematische Beschäftigung und, wie in der ersten Stufe, einem Abgleich intrinsischer Normen mit gesellschaftlichen, kann ein Gefühl für die eigene Devianz entstehen. Unterstützend dazu sollen alternative Einstellungen erarbeitet werden, um die Möglichkeit zu schaffen positive Beziehung zu erfahren.

7. Stufe: Erarbeiten von Verhaltensalternativen zum Missbrauch

Bezugnehmend auf die identifizierten Risikofaktoren der vierten Stufe, werden alternative Verhaltensstile erarbeitet. Hierbei geht es „je nach Problemstellung, um Impulssteuerung, Frustrationstoleranz, Konfliktlösungskompetenz und Durchsetzungsfähigkeit. (Vgl. Kohlschmitt/Priebe: 48)

„Den meisten Menschen fehlt nicht die Einsicht, daß sie sich inadäquat verhalten sondern es fehlen ihnen die Mittel, erfolgreichere Methoden des Verhaltens zu erlernen.“ (Bandura 1979: 280)

Diese Methoden sollen erarbeitet, reflektiert und durch Rollenspiele in einem „Versuchsraum“ erprobt werden. So werden alternative Verhaltensstile für die benannten Risikosituationen modifiziert. In einem Lernprozess steigert sich das Maß an

Funktionalität prosozialer Verhaltensweisen für den Teilnehmer. Er beginnt sie als erfolgversprechend zu bewerten, da die antizipierten negativen Konsequenzen dieser Verhaltensweisen sehr viel geringer sind, als die aggressiver Stile. (Vgl. Bandura 1977: 22) Durch wiederholte Rollenspiele entsteht ein Gefühl der Selbstwirksamkeit. Das Beobachten der anderen Teilnehmer in ihrem Lernprozess, kann zudem Anreiz zur Nachahmung geben (Kap. 3.2: 9) Durch eine ähnliche Ausgangssituation und ein ähnliches Lernziel werden ihre Verhaltensweisen als persönlich imitierbar eingeschätzt. Ist einer der Teilnehmer weiter fortgeschritten im Lernprozess, kann er ein positives Modell erreichbarer Verhaltensänderung sein.

Diese Stufe baut auf einer Änderung der Einstellung auf, die bereits in den vorangegangenen Stufen begann. Diese neu erworbene Einstellung kann durch situationsspezifische, gewaltlose und prosoziale Verhaltensstile bekräftigt werden. Der Teilnehmer beginnt Situationen normgerechter zu bewerten.

8. Stufe: Verantwortungsübernahme

In einem Brief an das Opfer, der jedoch nicht abgeschickt wird, reflektiert der Täter sein Handeln. Er beschreibt seine Gefühle vor, während und nach der Tat, seine Motivation und die entstandenen Konsequenzen. Erläutert wird ebenso, welchen Lernprozess er in der Gruppe gemacht hat und wie er sich zukünftig in ähnlichen Situationen verhalten wird. Gegebenenfalls entschuldigt er sich beim Opfer und stellt die für das Opfer entstandenen Konsequenzen dar.

Die Gruppe wird in die Diskussion über Glaubwürdigkeit und Vollständigkeit miteinbezogen.

Diese Stufe regt eine finale Verantwortungsübernahme an. Der Lernprozess kann reflektiert und Teil des Selbstbildes werden. Abermals wird die Selbstverantwortung vergegenwärtigt. Durch die Aktivität der Gruppe, wird die eigene Beschreibung der Tat und die damit zusammenhängenden Gefühle und Gedanken, der Bewertung der Peer-Group unterworfen. Eventuell verbliebende deviante Muster können abermals identifiziert werden.

9. Stufe: Verabschiedung

In der letzten Stufe wird der gesamte Prozess noch einmal mit der Leitung und der Gruppe

unter der Fragestellung: „Welche der selbstformulierten Ziele sind erreicht worden?“ reflektiert.

Es folgt eine Rückmeldung der Gruppe und der Leitung wie seine Erfolge von aussen einzuschätzen sind.

9. Fazit

Ziel der Arbeit war es herauszukristallisieren, ob und inwiefern die sozial-kognitive Lerntheorie Entwicklungspfade in kindliche und jugendliche Sexualdelinquenz identifizieren kann. Zu diesem Zweck wurden die Grundlagen der sozial-kognitiven Lerntheorie Banduras, Studien zur kindlichen und jugendlichen Sexualdelinquenz gegenübergestellt. Daraus ergaben sich besonders zwei Typen deren Entwicklungspfade einen klaren Bezug zu sozial-kognitiven Lernprozessen zeigen.

So kann die sozial-kognitive Lerntheorie, besonders durch das Lernen am Modell, ein Fundament für das Verständnis sexueller Aggressionen bilden. Dabei ist die Schlussfolgerung, eines Generalverdachts gegen Opfer sexuellen Missbrauchs, u.a aufgrund der hohen Dunkelziffer und der verhältnismäßig kleinen Zahl späterer Täterschaft, nicht zulässig.

Relevant scheinen die Lernerfahrungen zu sein, die nach dem sexuellen Missbrauch folgen und die Umstände unter denen der sexuelle Missbrauch stattfand. Wiederholte physische und sexuelle Misshandlung von nahestehenden Personen bilden die Grundlage einer devianten Sexualentwicklung. Daraus resultierend kann ein aggressiver Lebensstil entstehen, sowie defizitäre soziale Kompetenzen.

Wird ein Kind sexuell missbraucht, das in stabilen, zugewandten und gesunden familiären Verhältnissen aufwächst, ist die Wahrscheinlichkeit einer späteren Täterschaft fast ausgeschlossen.

Zudem muss sensibel mit dem Begriff des sexualisierten oder sexuell-devianten Verhaltens umgegangen werden um eine Stigmatisierung zu vermeiden und unnötige Pathologisierung und Kriminalisierung auszuschließen.

Die Relevanz der Lerntheorie zur Erklärung sexuell aggressiven Verhaltens, lässt sich am Beispiel der Ambulanten Rückfallprophylaxe von Wendepunkt e.V. erkennen. Dies ist grundlegend kognitiv-verhaltenstherapeutisch ausgerichtet und viele der Behandlungsstufen sprechen kognitive Lernprozesse an. Wird mit dieser lerntheoretischen Ausrichtung therapiert wird wahrscheinlich, zumindest in Teilen, von einer lerntheoretisch fundierten Ätiologie ausgegangen. Kognitive Mechanismen des Lernens müssen formuliert sein um sie zu modifizieren.

Die sozial-kognitive Lerntheorie bietet keine umfassende Erklärung für die Phänomenologie sexueller Aggression, kann jedoch ein wichtiger Faktor zur Identifizierung von Entwicklungspfaden der Sexualdelinquenz sein.

Täter mit fixierten devianten Sexualfantasien und pädophilen Neigungen sind in der klinischen Psychologie in der Gruppe der „Paraphilien“ klassifiziert. Menschen mit einer Paraphilie können Erregung nur in Verbindung mit perversen Praktiken und Fantasien erreichen. Um Entwicklungspfade dieser Störungen zu identifizieren bedarf es einem tieferen Einsteigen in die Natur psychopathologischer Störungen, die im Rahmen dieser Arbeit zu weit geführt hätten. Gleichwohl lässt sich auch dort von einem sozial-kognitiv lerntheoretisch erkläraren Fundament ausgehen und einer teilweisen Reproduktion von Selbsterlebtem.

Sinnvoll ist die sozial-kognitive Lerntheorie besonders in Bereichen eines allgemein abweichenden Verhaltens, das sich aus defizitären Familienverhältnissen und einem aversiv agierenden Umfeld ableiten lässt. Im Laufe der Sozialisation wurden primär negative Erfahrungen mit zwischenmenschlichen Beziehungen gemacht, dies leistet misstrauischem und aggressivem Verhalten Vorschub. Das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten besteht hauptsächlich in einem aggressiv-geprägten Verhalten.

Gemein sind sicherlich bei den verschiedenen Typen die Effekte des Lernens am Modell. Deviante sexuelle Handlungen müssen irgendwo gelernt worden sein. Besonders sexualisiertes Verhalten von Kindern benötigt eine Quelle, da dieses Verhalten in großer Diskrepanz zu einer „normalen“ Entwicklung des Sexualwissens steht.

Besonders relevant sind im Rückblick die Erkenntnisse, dass Sexualdelinquenz zum einen eine Ersatzhandlung für den einverständigen sexuellen Kontakt mit Gleichaltrigen sein kann und, zum Anderen in einer Vielzahl der Fälle von Tätern mit einem rigiden, traditionellen Bild von Männlichkeit begangen wird.

An dieser Stelle lässt sich ein deutlicher Unterschied zwischen zwei Tätertypen feststellen: Bei einem besonders gewaltgeprägten Männlichkeitsbild, können die Opfer auch Gleichaltrige sein, der sexuelle Missbrauch verletzt keine intrinsische Norm. Im Gegenteil: Die Anwendung von Gewalt zum Durchsetzen eigener Bedürfnisse wird als normal empfunden.

Bei Tätern, die einen Kindesmissbrauch als Ersatzhandlung begehen, ist der Ausgangspunkt ein anderer: Der Wunsch mit Gleichaltrigen sexuell zu handeln wird als

persönlich nicht erreichbar, auch mit Aggression nicht durchsetzbar empfunden. Es ist in diesem Kontext keine Form von Selbstwirksamkeitserwartung vorhanden, die Täter mit einem aggressiv-geprägten Männlichkeitsbild durchaus haben.

Aktuelle Erklärungskonzepte der kindlichen und jugendlichen Sexualdelinquenz, fußen vor allen Dingen auf der Antisozialen Persönlichkeitsstörung und als Untergruppe dessen dem Psychopathy-Konzept. Sie beinhalten Theorien sozialen Lernens, erweitern diese jedoch um die Faktoren des Umfelds, genetischen und biologischen Dispositionen und stufen Formen und Intensität der Aggressivität ab. So wird, im Sinne eines Mehrfaktorenmodells, Aggressivität unter Berücksichtigung aggressiven Verhaltens, Delinquenz und der häufigen, anhaltenden Neigung zu vielfältigem Normbruch, verstanden. (Vgl. Liel 2011: 73)

Das Psychopathy-Konzept stellt hierbei eine besonders schwere Form der Antisozialen Persönlichkeit dar. Es ist u.a. geprägt von einem hohen Mangel an Empathiefähigkeit, manipulativem Auftreten, pathologischem Lügen, überhöhtem Selbstwertgefühl, Impulsivität bei geringer Verhaltenskontrolle. Der Delinquenzverlauf beginnt meist früh und beinhaltet schwere Gewaltdelikte. Menschen mit einer psychopathischen Persönlichkeitsstörung sind meist unanfällig für gängige Behandlungsmodelle. (Vgl. Köhler 2010: 135)

Insofern existieren in der aktuellen Forschung weiterführende Modelle zur Erklärung der Sexualdelinquenz bei Kindern und Jugendlichen. Dennoch bietet die sozial-kognitive Lerntheorie Ansatzpunkte für ein Verständnis der Entwicklung von Sexualdelinquenz. Jugendliche Sexualstraftäter sind eine hochgradig heterogene Gruppe. Sie besteht aus allen Schichten, Altersstufen und Ethnien. Entwicklungspfade lassen sich vor diesem Hintergrund immer nur für einen eingeschränkten Kreis identifizieren.

Zu beachten ist, dass Tatsituation und -intensität derart verschieden sind, dass es „den Sexualstraftäter“ nicht gibt. Zwischen einer exhibitionistischen Handlung und einer Vergewaltigung, sexualisiertem, kindlichen Verhalten und einer missbrauchenden Gruppentat liegen große Unterschiede.

Es lässt sich für Missbrauchsoffer, die später selbst zum Täter werden eine direkte Verbindung zum Lernen am Modell herstellen, jedoch gibt es ebenso Studien in denen keiner der untersuchten Straftäter Missbrauchserfahrungen angab, z.B. bei der Studie des Hamburger Modellprojekts für sexuell auffällige Minderjährige von 2006.

Bei dieser Studie wiesen 50% der Probanden nichtsexuelle Erfahrungen mit körperlicher Gewalt auf. (Vgl. Spehr/Driemeyer/Briken 2010: 296) Im Umkehrschluss sind das mindestens 50% jugendliche Sexualstraftäter, die keine unmittelbare Erfahrung mit sexueller oder physischer Gewalt machten.

Dies untermauert die Heterogenität jugendlicher Sexualdelinquenz. Vor diesem Hintergrund müssen etwaige Entwicklungspfade, ebenso wie die Typisierung von sexualdelinquenten Jugendlichen oder die klassifizierte Diagnosestellung mit Vorsicht behandelt werden. Sie können einem Grundverständnis abweichenden Verhaltens dienen und Ansatzpunkte für Interventionsformen liefern, jedoch auf keinen Fall den Einzelnen in seiner individuellen Geschichte erfassen.

Weitergehend wären qualitative Studien zu Entwicklungspfaden kindlicher und jugendlicher Sexualdelinquenz interessant und dienlich der Individualität des Phänomens zu genügen. Darüber hinaus verwundert es, dass keine umfassenderen, spezifischen Dunkelfeldforschungen vorliegen. Argument hierfür könnte die, im Verhältnis zu anderen Gewaltdelikten, kleine Anzahl von Sexualdelikten sein. Daraus ließe sich schlussfolgern, dass Sexualdelinquenz ein wenig verbreitetes Delikt sei, welches den Aufwand groß angelegter Dunkelfeldforschung nicht begründe. Dem entgegenstehend gehen fast alle verwendeten Studien von einem großen Dunkelfeld aus. Sexualdelinquenz wird so als wesentlich verbreiteter vermutet, als es die Statistik zeigt.

Es werden seit den 1990er Jahren einschlägige Behandlungsformen entwickelt und auf ihre Wirksamkeit untersucht. (Vgl. Briken et al. 2010: 11) Dies ist für ein Delikt, von dem man annehmen kann, dass es nicht erst seitdem existiert, reichlich spät. Sicherlich hat sich die gesellschaftliche Wahrnehmung von sexueller Gewalt über die Jahre geändert, so wurde der Straftatbestand der Vergewaltigung in der Ehe erst 1997 im §177 StGB - Sexuelle Nötigung; Vergewaltigung - integriert und stellt keinen eigenen, im Vergleich minderschwereren Straftatbestand mehr da. Sexualdelinquentes Verhalten von Kindern jedoch, wird schon seit langer Zeit eine deviante Verhaltensweise sein. Besonders der Bereich der kindlichen Sexualdelinquenz hat sich bei der Recherche als defizitär wissenschaftlich behandelt ergeben. Vor dem Hintergrund des Präventionsgedanken für eine frühe Intervention in defizitäre sexuelle Entwicklungsverläufe und aus dem Umstand heraus, dass kindliche Sexualdelinquenz sich in ihrer Natur von jugendlicher unterscheidet, wäre es zu wünschen das weitere getrennte und intensive Forschung stattfindet. Zusätzlich

wäre eine intensive fachliche Auseinandersetzung mit dem Thema der sexuellen Gewalt in pädagogischen Einrichtungen und Institutionen wünschenswert. Dies würde, ohne zu kriminalisieren und zu stigmatisieren, den Grundstein für eine frühe, kompetente Intervention legen und könnte so eventuell schädliche Sexualentwicklungen behandeln bevor es ein Opfer gibt.

Beispielhaft ist hierbei in seiner vernetzten und interdisziplinären Form die Arbeit des „Hamburger Modellprojekts für sexuell auffällige Minderjährige“ das sowohl intensive, als auch niedrigschwellige Intervention beinhaltet und wissenschaftlich begleitet wird.

So ist zu hoffen das dieserart Arbeit weiter finanziell unterstützt wird, die Institutionen und Vereine sich für fachliche Auseinandersetzung öffnen und weitere diesbezügliche Projekte entstehen.

10. Literaturverzeichnis

- BANDURA, A. (1978): Social learning theory of aggression. In: Journal of communication, Sommer 1978, 12-29.
- BANDURA, A. (1979): Aggression. Eine sozial-lerntheoretische Analyse. Klett-Cotta, Stuttgart.
- BANDURA, A. (1994): Self-efficacy. In: Ramachaudran (Hrsg.): Encyclopedia of human behavior. 4. Aufl. New York, 71-81.
- BANGE, D. (2004): Definition und Häufigkeit von sexuellem Missbrauch. In: Körner/Lenz (Hrsg.): Sexueller Missbrauch. Bd. 1, Göttingen. 29-37.
- BANGE, D. (2010): Vom Opfer zum Täter - Mythos oder Realität? In: Briken (u.a.) (Hrsg.): Sexuell grenzverletzende Kinder und Jugendliche, Lengerich, 27-45.
- BELSCHNER, W.(1982):Das Lernen aggressiven Verhaltens. In: Selg (Hrsg.): Zur Aggression verdammt? Ein Überblick über die Psychologie der Aggression. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1982, 54-97.
- BUNDESKRIMINALAMT, KRIMINALISTISCHES INSTITUT (Hrsg.): Polizeiliche Kriminalstatistik 2009. Bundesrepublik Deutschland, 57. Ausgabe. http://www.bka.de/DE/Publikationen/PolizeilicheKriminalstatistik/pks__node.html,
Letzter Abruf: 19.09.2011
- DAHLE, K. et al. (2008): Jugendliche Sexualstraftäter: Spezialfälle der Prognoseerstellung? Ein Vergleich jugendlicher, heranwachsender und erwachsener Sexualstraftäter bezüglich Tatcharakteristika, Rückfallhäufigkeit und Prognose. In: Forensische Psychiatrie, Psychologie, Kriminologie, Nr.4, 213-221.
- DEEGENER, G. (2009): Kindesmißbrauch (sic!) - erkennen, helfen, vorbeugen. 4. Aufl. Beltz Verlag, Weinheim/Basel.
- ELSNER, K./ HEBEBRAND, J./ KÖNIG, A. (2008): Sexuell übergriffiges und aggressives Verhalten im Kindesalter: Einflüsse entwicklungsrelevanter Faktoren. In: Forensische Psychiatrie, Psychologie, Kriminologie, Nr. 4, 222-231.
- ELZ, J. (2004): Sexuell deviante junge Menschen - zum Forschungsstand. In: IKK-Nachrichten, 2004, Nr.1-2, 2-6.

- ELZ, J.(2010): Zur Häufigkeit sexuell grenzverletzenden Verhaltens junger Menschen im Dunkel- und Hellfeld. In: Briken (u.a.) (Hrsg.): Sexuell grenzverletzende Kinder und Jugendliche, Lengerich, 71-82.
- GÜNTER, M./ LEUTZ, S./ VEES, S. (2010): Jugendliche und erwachsene Sexualstraftäter im Vergleich. Die Tübinger Adoleszenz-Rückfallstudie Delinquenz (TARD). In: Briken (u.a.)(Hrsg.): Sexuell grenzverletzende Kinder und Jugendliche, Lengerich, 342-348.
- HABERMANN, N. et al. (2008): Delinquenzverläufe jugendlicher Sexualmörder. In: Forensische Psychiatrie, Psychologie, Kriminologie, Nr. 4, 241-246.
- HUMMEL, P. (2008): Die sexuelle Entwicklung Jugendlicher und Heranwachsender im Kontext von Sexualstraftaten und Körperverletzungsdelikten. In: Forensische Psychiatrie, Psychologie, Kriminologie, Nr. 4, 232-240.
- HUNTER, J. A. et al. (2004): Developmental Pathways in Youth Sexual Aggression and Delinquency: Risk Factors and Mediators. In: Journal of Family Violence, Nr. 4, 233-242.
- IHM, H./STUPPERICH, A. (2009): Über den Umgang mit sexualisiertem Verhalten im Schulsetting. In: Menzel/Wiater (Hrsg.): Verhaltensauffällige Schüler. Symptome, Ursachen und Handlungsmöglichkeiten, Bad Heilbrunn, 261-278.
- IMBUSCH, P. (2002): Der Gewaltbegriff. In: Heitmeyer/Hagan: Internationales Handbuch Gewaltforschung Westdeutscher Verlag GmbH, Wiesbaden, 26-57.
- KOBAYASHI, J. et al. (1995): Perceived Parental Deviance, Parent-Child Bonding, Child Abuse, and Child Sexual Aggression. In: Sexual Abuse: A Journal of Research and Treatment, Nr. 1, 25-44.
- KÖHLER, D. (2010): Psychologische Diagnostik bei jugendlichen Sexualstraftätern unter Berücksichtigung des Psychopathy-Konzepts. In: Briken (u.a.)(Hrsg.): Sexuell grenzverletzende Kinder und Jugendliche, Lengerich, 130-144.
- KOHLSCHMITT, I./ PRIEBE, B. (2010): Abschlussbericht zum Hamburger Modellprojekt für sexuell auffällige Minderjährige 2007 bis 2010.
http://wendepunkt.domainfactory-kunde.de/ambulante-rueckfallprophylaxe.html?file=H_files/Wendepunkt-Dateien/arp_material/Doku_HH_ARP.pdf, Letzter Abruf: 15.09.2011.

- LAMNEK, S. (2007): Theorien abweichenden Verhaltens. 8. überarbeitete Aufl., UTB, Stuttgart.
- LIEL, C. (2011): Entwicklungspsychologisches und sozialisationstheoretisches Basiswissen zum Verständnis aggressiver Kinder und Jugendlicher. Ein Forschungsüberblick. In: Weidner/Kilb (Hrsg.): Handbuch konfrontative Pädagogik, Juventa, Weinheim, 70-85.
- OSTENDORF, H. (2010): Der strafrechtliche Umgang mit jungen Sexualstraftätern. In: Briken (u.a.)(Hrsg.): Sexuell grenzverletzende Kinder und Jugendliche, Lengerich, 83-93.
- PRIEBE, B. (2010): Die Arbeit des Wendepunkt e.V. im „Hamburger Modellprojekt für sexuell auffällige Minderjährige“. In: Briken (u.a.)(Hrsg.): Sexuell grenzverletzende Kinder und Jugendliche, Lengerich, 230-242.
- REEMTSMA, J. P. (2009): Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne. Pantheon Verlag, München.
- ROMER, G./ SCHIMMELMANN, B. (2004): Kinder als „Täter“: Diagnostik und Therapie bei nicht strafmündigen Jungen. In: Körner/Lenz (Hrsg.): Sexueller Missbrauch. Bd. 1, Göttingen, 435-449.
- SCHAUPP, U. (2009): Schlag auf Schlag - „Pädagogische Präsenz“ statt Aggression und Gewalt in der Schule. In: Menzel/Wiater (Hrsg.): Verhaltensauffällige Schüler. Symptome, Ursachen und Handlungsmöglichkeiten, Bad Heilbrunn, 185-212.
- SCHUHRKE, B. (2004): Sexuelle Entwicklung im Kindes- und Jugendalter: Normalität und Störung. In: Körner/Lenz (Hrsg.): Sexueller Missbrauch. Bd. 1, Göttingen, 164-190.
- SCHWARZER, R./ JERUSALEM, M. (2002): Das Konzept der Selbstwirksamkeit. In: Zeitschrift für Pädagogik, 44. Beiheft: Selbstwirksamkeit und Motivationsprozesse in Bildungsinstitutionen, 28-53.
- SHAW, J. A. et al. (1999): Practice Parameters for the Assessment and Treatment of Children and Adolescents who are Sexually Abusive of Others. In: Journal of the American Academy of Child & Adolescent Psychiatry, Nr. 38.

- SPEHR, A./ DRIEMEYER, W./ BRIKEN, P. (2010): Das Hamburger Modellprojekt für sexuell auffällige Minderjährige: Erste Ergebnisse zu Tatmerkmalen und psychosozialen Risikofaktoren. In: Briken (u.a.)(Hrsg.): Sexuell grenzverletzende Kinder und Jugendliche, Lengerich, 291-301.
- ZIELKE, M. (1979): Modelllernen. In: Heinerth (Hrsg.): Einstellungs- und Verhaltensänderung, Ernst Reinhardt Verlag, München, Basel, 44-63.
- ZIMBARDO, P. G./ GERRIG, R. J.(2003): Psychologie. 7. überarbeitete Auflage, Springer-Verlag, Berlin, Heidelberg, New York.

11. Tabellenverzeichnis

- Tabelle 1: Geschlechts- und Altersstruktur;
Bundesgebiet: Gesamt 36
- Tabelle 2: TVBZ: Schwerer sexueller Missbrauch
von Kindern, §176a, StGB 38
- Tabelle 3: TVBZ: Sexuelle Nötigung; Vergewaltigung; Vergewaltigung
mit Todesfolge, §177 Abs. 2, 3, 4/§178 StGB 38